Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel E Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. —

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 125 | Brockau, Donnerstag, den 19. Oktober 1939 | 39. Jahrgang

„Torpedorohre fertig!"

Die Bevölkerung der Reichshauptstadt hat den tapferen Männern des von dem Kapitänleutnant Prien geführten U-Bootes, das in der Bucht von Scapa Flow zwei englische Schlachtriesen torpediert und einen davon versenkt hat, einen herzlichen Empfang bereitet. Ueberall auf dem Wege vom Flughafen nach der Reichskanzlei hatten sich die Menschen aufgestellt, durchweg im Arbeitskleid, weil sie nur für wenige Augenblicke ihr Werk verlassen konnten, um den Männern ihre Huldigung darzubringen, auf die ganz Deutschland mit Stolz schaut. Wo sie auftauchten, diese blauen Jungs, da flogen ihnen auch die Herzen nur so zu.

Im Binnenland ist man nicht gerade sehr vertraut mit dem Aufbau und den Aufgaben der Kriegsmarine. Aber um die Tat dieser Tapferen zu würdigen, dazu bedurfte es keiner Erläuterungen. Daß Mut dazu erforderlich ist, um von der deutschen Küste durch die Nordsee in ihrer ganzen Länge vorzustoßen, hinein in den stärksten und tausendfach gesicherten Kriegshafen der Briten, das begreift jeder, ohne daß es ihm gesagt werden muß. Und das weiß auch jedermann: daß es hier mit dem Willen allein nicht getan ist, sondern daß Energie dazu gehört, Ausdauer, Umsicht und vor allem Kaltblütigkeit und noch einmal Kaltblütigkeit im Moment der Entscheidung.

Ein Torpedo ist schließlich keine Granate, die, nachdem sie das Rohr verlassen hat, blitzschnell durch die Lüfte saucht, sondern ein Torpedo — der Name, der dem Lateinischen entnommen ist, bedeutet Zitterrochen — ist ein kleines Schiff für sich, das mit seinem Durchmesser von etwa 50 Zentimetern und seiner Länge von 7 bis 8 Metern einer riesigen Zigarre gleicht und durch eine eigene Maschine unter Wasser vorwärtsgetrieben wird, dem Ziele zu. Daraus folgt aber auch, daß wenn ein Torpedoschuß Erfolg haben soll, zahlreiche Vorbedingungen erfüllt sein müssen. Zunächst muß das U-Boot sich in eine bestimmte Angriffsstellung bringen, damit der Torpedo das Ziel mit voller Wucht trifft und nicht in den zum Schutz gegen solche Angriffe an den Schlachtschiffen angebrachten Torpedowülsten verpufft. Dann muß die Geschwindigkeitsdifferenz zwischen Torpedo und Ziel in Rechnung gestellt werden, ähnlich wie im kleinen der Jäger bei einem Wild verfährt, das sich fortbewegt.

Diese kurzen Angaben genügen bereits, um darzutun, wie sehr die Männer der U-Boot-Waffe samt und sonders Herr ihrer Nerven sein müssen. Die gewaltigen Erfolge aber, die die junge deutsche Kriegsmarine in dem neuen Kampf gegen England erstritten hat, beweisen zur Genüge, daß unsere Kriegsmarine nicht nur wagemutig und tapfer ist — „Unser Grundsatz hieß: ran!" erklärte Kapitänleutnant Prien im Gespräch mit einem Pressevertreter —, sondern daß sie auch furchtlos warten kann! Auf glückliche Zufälle ist bei Feindfahrten im U-Boot nicht zu hoffen, es müssen ganze Kerle sein, wenn sie im Kampf mit den ihnen an Beweglichkeit und Wehrkraft überlegenen Schlachtriesen obsiegen wollen. Und weil sie ganze Kerle waren, die Männer von dem von Kapitänleutnant Prien geführten U-Boot, darum sind sie, nachdem sie in sechs Wochen Krieg kein feindliches Schlachtschiff zu Gesicht bekommen haben, nach Scapa Flow selbst vorgestoßen!

Der Torpedo, die Hauptwaffe des U-Bootes, ist in der Gestalt, wie wir ihn heute kennen, jüngeren Datums. Ein Vorläufer war der sogenannte Treibtorpedo, ein mit Sprengstoff gefüllter Schwimmkörper, der einfach auf gut Glück den Wellen überlassen wurde. Eine Verbesserung bedeutete der sogenannte Stangentorpedo, mit dem im amerikanischen Sezessionskrieg 1861—65 und im russisch-türkischen Krieg von 1877/78 schon größere Wirkungen erzielt wurden. Der Name dieser Torpedorart erklärt sich daraus, daß die Sprengladung an einer langen Stange angebracht war, die von schnellen, kleinen Schiffen, an deren Bug sie befestigt war, an das feindliche Ziel herangebracht und dort elektrisch entzündet wurde. Der Vater des heutigen Fisch- oder Maschinentorpedos, bei dem die Sprengladung im Kopf angebracht ist, ist der österreichische Kapitän Luppius. Der erste brauchbare Torpedo wurde von dem Maschinenfabrikanten Whitehead 1872 in Fiume hergestellt. Seitdem ist diese neue Waffe immer mehr verbessert worden, woran insbesondere auch deutsche Männer einen wesentlichen Anteil hatten. Eine planmäßige Verwendung von Torpedos erfolgte erstmalig im russisch-japanischen Krieg, die bisher größte im Weltkrieg.

Wie sehr England aber auch bei der Beurteilung der Torpedowaffe sich irrigen Ansichten hingegeben hat, erhellt daraus, daß kurze Zeit vor Kriegsausbruch der parlamentarische Staatssekretär der britischen Marine, Shakespeare, im Unterhaus die Erklärung abgab, heute bedeute das U-Boot praktisch keine Gefahr für die englische Schiffahrt mehr. Nun, auch hier hat die Erfahrung gezeigt, daß England sich im Irrtum befindet. Wo immer auch das Kommando gegeben wurde: „Torpedorohre fertig!" — immer hat dieser Befehl England Verderben gebracht!

Der Führer ehrt die Helden

Das Ritterkreuz für Kapitänleutnant Prien

Berlin, 18. Oktober.

Der Führer empfing heute mittag in seinem Arbeitszimmer in der Neuen Reichskanzlei im Beisein des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, Großadmiral Dr. h. c. Raeder, den Kommandanten Kapitänleutnant Prien und die Besatzung des erfolgreichen U-Bootes, das mitten in der Bucht von Scapa Flow den Schlachtkreuzer „Repulse" und das Schlachtschiff „Royal Oak" torpediert hat.

Kapitänleutnant Prien meldete dem Führer die angetretene Besatzung des U-Bootes zur Stelle. Der Führer begrüßte jeden einzelnen der Offiziere und Männer der Besatzung durch Handschlag.

Dank der ganzen Nation

In einer Ansprache brachte der Führer sodann seinen und den Dank der ganzen deutschen Nation für diese Tat zum Ausdruck. Er erinnerte daran, daß die Männer, die heute vor ihm ständen, diese einzigartige Leistung auf jenem Platz vollbrachten, auf dem einst die deutsche Flotte durch eine schwache Regierung ausgeliefert wurde, in der trügerischen Hoffnung, sie vielleicht zurückerhalten zu können, und auf dem dann ein deutscher Admiral diese Flotte vor der letzten Schande bewahrt und gerettet habe.

Die große und kühne Tat der Männer, die er glücklich sei, heute persönlich begrüßen zu können, habe das ganze deutsche Volk in seinem unerschütterlichen Vertrauen auf den Sieg nur noch bestärkt.

Die stolzeste Tat

Der Führer gab in bewegten Worten seinem und des ganzen deutschen Volkes Stolz auf die Männer der deutschen U-Boot-Waffe Ausdruck. Was sie geleistet hätten, sei die stolzeste Tat, die überhaupt ein deutsches Unterseeboot unternehmen und vollbringen konnte. Sie habe nicht nur ganz Deutschland auf das tiefste bewegt, sondern ihr Ruhm sei in die ganze Welt hinausgegangen.

Der Führer überreichte sodann dem Kommandanten, Kapitänleutnant Prien, als höchste Auszeichnung, die es für einen deutschen Soldaten geben kann, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Diese Auszeichnung ehrt zugleich auch die ganze Besatzung.

Kapitänleutnant Prien erstattete sodann dem Führer ausführlichen Bericht über seine Erlebnisse in der Bucht von Scapa Flow.

Anschließend waren der Kommandant und die Besatzung des U-Bootes Gäste des Führers zum Mittagessen in seiner Wohnung.

Kapitänleutnant Prien

Der jetzt 31jährige Kapitänleutnant Prien ist Thüringer. Am 16. Januar 1908 wurde er in Osterfeld i. Th. geboren. Zur See zu fahren, ist sein Wunsch und sein Beruf. Bevor er am 23. Januar 1933 als Fähnrich zur See in die Deutsche

Weltbild (M).

Kriegsmarine eintritt, befährt er die Meere als Offizier der deutschen Handelsmarine. Als Leutnant zur See kommt er im Herbst 1935 zur U-Boot-Waffe. Am 1. Januar 1937 wird er Oberleutnant und im Februar dieses Jahres Kapitänleutnant. Seine kühne Tat, in das Scapa Flow einzudringen und den Schlachtkreuzer „Repulse" und das Schlachtschiff „Royal Oak" zu torpedieren, reiht sich nicht nur würdig an die Taten eines Weddigen an, sondern übertrifft sie sogar.

„Unser Grundsatz Ran!"

Kapitänleutnant Prien schildert den Angriff

In der großen Condor-Maschine fliegen wir über die Norddeutsche Tiefebene. Wir sitzen inmitten der Besatzung des U-Bootes, das heute von seiner erfolgreichen Fahrt nach Scapa Flow in den Heimathafen zurückgekehrt ist. Die Männer des U-Bootes sind noch voll von dem Erlebnis der einzigartigen Fahrt. Kapitänleutnant Prien, der Kommandant des siegreichen U-Bootes, versucht, uns in einem Gespräch den Verlauf der Fahrt und die Ereignisse im englischen Kriegshafen Scapa Flow zu schildern. In seinen Worten liegt genau so wie in den Blicken seiner Männer, die rings um ihn herumsitzen und stehen, die Fülle der Erlebnisse.

Auf die Frage, wieso er gerade in den Hafen von Scapa Flow mit seinem Boot eindrang, sagte er mit schlichten Worten: „Sechs Wochen Krieg sind jetzt vorübergegangen. Auf den bisherigen Fahrten mit meinem U-Boot habe ich nicht ein einziges feindliches Kriegsschiff zu Gesicht bekommen. Um so dringender wurde der Wunsch unserer ganzen Besatzung, nur einmal ein britisches Kriegsschiff vor die Torpedorohre zu bekommen. Dies dachte nicht nur ich, dies dachten der Wachoffizier, der Torpedooffizier, jeder andere Offizier und auch jeder Mann an Bord des Bootes. Da es aber anscheinend auf der freien See heute nicht möglich ist, ein englisches Kriegsschiff zu treffen, so bestand für mich nur die Möglichkeit, in einen englischen Kriegshafen einzudringen. Also stand der Entschluß fest, einen englischen Kriegshafen aufzusuchen. Und wenn es schon ein solcher sein mußte, dann sollte es gerade jener sein, in dem die Engländer seinerzeit die deutsche Flotte internierten und in dem Admiral Reuter die Ehre der deutschen Flagge durch die Versenkung der deutschen Kriegsschiffe des Weltkrieges rettete.

„Plötzlich waren wir drinnen ..."

Nach genauester Beobachtung stellten wir die günstigsten Möglichkeiten fest, um in den Hafen von Scapa Flow einzudringen. Der Versuch gelang uns. Es war ein Mogeln und ein Versteckenspielen, um durch die englischen Sperren hindurchzukommen. Den Willen hatten wir, und so war es auch für uns nicht schwer, den Weg zu finden. Plötzlich", so sagte der Kommandant mit einem verschmitzten Lächeln, „waren wir drinnen. Der Abend war taghell erleuchtet durch ein Nordlicht, wie ich es bisher in meiner Seemannstätigkeit noch nicht erlebt habe. Es galt, nun vorsichtig zu sein, um den Erfolg zu erringen."

Je näher der Kommandant des erfolgreichen U-Bootes mit seiner Schilderung den Ereignissen in der Bucht von Scapa Flow kam, um so lebendiger wurde seine Darstellung. „Nachdem wir in die Bucht eingedrungen waren, war meine erste Aufgabe, darauf zu sehen, daß wir nicht entdeckt werden, bevor wir das von mir gesteckte Ziel erreicht hatten. Im Norden, direkt vor mir, sah ich die Silhouetten von zwei Schlachtschiffen. Das sind Ziele, die sich jeder U-Boot-Mann wünscht, also darauf zu! Alle Torpedorohre fertig! Besatzung auf die Befehlsstände! Unser Grundsatz: Ran!"

Während Kapitänleutnant Prien diese Worte spricht, glänzen die Gesichter der Männer seiner Besatzung, die rings um ihn stehen, vor Stolz und vor Erinnerung an das, was hinter ihnen liegt. Jeder will seinen Beitrag geben zur Schilderung der Stunden und Minuten, die sie ihr Leben lang nicht vergessen werden. Keiner spricht von sich selbst, jeder versucht, die Heldentaten seiner Kameraden zu würdigen.

Die Torpedos verlassen die Rohre

Der Kommandant des U-Bootes kann dann endlich in seiner Schilderung der Ereignisse fortfahren: „Als wir die genügende Entfernung von den beiden Schlachtschiffen haben, werden die Rohre schußfertig gemacht. Jetzt muß die Technik beweisen, was sie kann. Und sie tut es.

Der erste Torpedo trifft das Schlachtschiff mit zwei Schornsteinen, das die größere Entfernung von unserem Boot hat. Der zweite Torpedo dagegen trifft das uns näher liegende Schiff. Da das näher liegende Schlachtschiff das erste teilweise überdeckte, konnte der erste Torpedo naturgemäß nur auf dessen frei sichtbaren Teil abgeschossen werden. Er traf deshalb nur das Vorderschiff, wodurch das Schiff — es handelte sich um die ‚Repulse' — zwar nicht versenkt, aber doch erheblich beschädigt wurde, so daß, wie wir einwandfrei feststellen konnten, das Vorschiff sofort tief in das Wasser einsank.

Die Wirkung des zweiten Torpedos war unheimlich. Mehrere Wassersäulen, weit über die Höhen des achternen Mastes herausragend, stiegen an den Bordwänden hoch. Feuersäulen in allen Regenbogenfarben wurden sichtbar. Brocken

Der Befehlshaber der Unterseeboote, Kapitän zur See und Kommodore Dönitz, zum Konteradmiral befördert.

Unser Archivbild zeigt links den Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Dr. h. c. Raeder, der die Besatzung des Unterseebootes, das das Schlachtschiff „Royal Oak" und den Schlachtkreuzer „Repulse" torpediert hat, mit Eisernen Kreuzen Erster und Zweiter Klasse auszeichnete. Rechts: der Befehlshaber der Unterseeboote, Kapitän zur See und Kommodore Dönitz, der in Würdigung seiner Verdienste um die deutsche U-Boot-Waffe zum Konteradmiral befördert wurde.

Weltbild-Archiv (M).

flogen durch die Luft. Dies waren Schornsteinteile, Maststücke und Teile des Brückenaufbaues."

Kapitänleutnant Prien macht hier in seiner anschaulichen Schilderung der Ereignisse eine Pause, und noch einmal denkt er zurück an das Geschehen, ehe er mit seiner Schilderung fortfährt. „Das Boot hatte unterdessen gedreht und lag auf Auslaufkurs, denn mein Ziel galt ja nicht nur der Versenkung britischer Schiffe in einem englischen Kriegshafen, sondern auch der Erhaltung seiner Besatzung und meines Bootes für weitere Aufgaben zur Durchführung und siegreichen Beendigung dieses Krieges. Auf dem gleichen Wege, auf dem wir hereingekommen waren, sind wir auch wieder herausgefahren. Hinter uns setzten Scheinwerferspiele und Morsezeichen in recht auffälliger Form ein. Das ist ja auch klar", so meinte Kapitänleutnant Prien verschmitzt lächelnd. „Denn wem fällt vor Staunen nicht der Unterkiefer herunter, wenn ihm im eigenen Hafen um Mitternacht Schlachtschiffe von solcher Größe torpediert und versenkt werden?!"

Unvergänglicher deutscher Seemannsgeist

Nachdem Kapitänleutnant Prien diese eindrucksvolle Schilderung der Torpedierung der Schlachtschiffe „Royal Oak" und „Repulse" gegeben hatte, fragten wir ihn, mit welchen Gefühlen er die Heimfahrt nach diesem Erfolge antrat. Er sagte: „Der Eindruck der Vernichtung der ‚Royal Oak' und der Beschädigung der ‚Repulse', und der Gedanke an die unermeßlichen Opfer an Menschen wirkte so ungeheuerlich auf diejenigen, die dieses schaurige Schauspiel mit angesehen haben, daß es uns zunächst unmöglich war, nachdem wir wieder ausgelaufen waren, den im Boote befindlichen Kameraden eine klare Schilderung der Vorgänge zu geben. Erst nach etwa einer halben Stunde hatten wir uns von dem erschütternden Eindruck so weit gesammelt, daß wir den Hergang im einzelnen zu schildern in der Lage waren.

Mir selbst", so sagte Kapitänleutnant Prien, „wird unvergeßlich bleiben der Eindruck, den meine Besatzung machte, als ich meinen Entschluß, nach Scapa Flow einzulaufen, bekanntgab, wie meine Männer da mit leuchtenden Augen und mit hartem Willen zum Siege hinter mir standen. Das Hurra, das die gleiche Besatzung ausbrachte, als ich nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Scapa Flow durch das Sprechrohr an alle Stellen des Bootes durchgeben konnte: Wir haben ein Schlachtschiff versenkt, ein Schlachtschiff beschädigt und sind ungeschoren aus dem Kriegshafen herausgekommen, wird mir ebenfalls für mein ganzes Leben unvergeßlich bleiben."

Zum Schluß erkundigten wir uns bei dem Kommandanten des erfolgreichen U-Bootes nach dem Eindruck, den ihm und seiner Mannschaft der Empfang in der Heimat gemacht hat. Kapitänleutnant Prien sagte dazu: „Bei unserem Eintreffen in dem ersten deutschen Seehafen ist mir recht zum Bewußtsein gekommen, welche Anteilnahme das deutsche Volk an dieser für uns U-Boot-Leute so selbstverständlichen Fahrt genommen hat. Ich bin überzeugt davon, daß meine Besatzung auch weiterhin erfüllt ist von dem Wunsche, alles zu tun, um diesen Krieg siegreich und ehrenvoll für Deutschland in Kürze zu beenden."

Bei diesen Worten ihres Kapitäns äußerten sich die Männer des siegreichen U-Bootes, die auf ihren grauen Seemannsanzügen alle bereits das ihnen vom Führer verliehene Eiserne Kreuz trugen, in begeisterter Zustimmung. Der unvergängliche deutsche Seemannsgeist, der diese Heldenfahrt eines deutschen U-Bootes in den Mittelpunkt der britischen Heimatkriegshäfen geführt hatte, zeigte sich hier wieder mit aller Deutlichkeit. Dabei bekundete die gesamte Mannschaft ein so starkes Vertrauen zu ihrem Kapitän, daß seine Ueberzeugung, das siegreiche U-Boot werde auch weiterhin mit gleichen Erfolgen für Deutschlands Ehre und Waffenruhm zur See tätig sein, auf einer festen, unzerstörbaren Grundlage beruht.

Eingeständnis Churchills

Versenkung der „Royal Oak" eine „bemerkenswerte Errungenschaft wagemutiger Tüchtigkeit".

Der Erste Lord der britischen Admiralität, Churchill, gab im Unterhaus eine Erklärung über die Versenkung der „Royal Oak" in der Bucht von Scapa Flow ab. In dieser Erklärung heißt es u. a.:

Das Schlachtschiff „Royal Oak" wurde am 14. Oktober etwa 1.30 Uhr von einem deutschen U-Boot in Scapa Flow vor Anker versenkt. Man kann nur mutmaßen, wie es dem U-Boot gelang, die Verteidigungskette zu durchbrechen.

Wenn wir bedenken, daß dieser Ankerplatz im ganzen letzten Kriege als immun gegen solche Angriffe galt wegen der Hindernisse, die die Strömung und die Netzbarrikaden bildeten, müssen wir diesen Durchbruch eines U-Bootes als bemerkenswerte Errungenschaft wagemutiger Tüchtigkeit ansehen.

In Scapa Flow ist jetzt eine Untersuchungskommission tätig, die über alles, was sich ereignet hat, berichten wird; und alles, was ich hier sage, muß der Revision im Lichte der Schlußfolgerungen unterliegen, zu der die Kommission gelangt. Das Schiff lag am äußersten Ende des Hafens, weshalb viele Offiziere und Mannschaften ertranken, bevor von anderen Schiffen Hilfe kam. Eine Liste der Ueberlebenden ist bereits veröffentlicht worden, und ich bedaure sehr, dem Hause mitteilen zu müssen, daß 800 Offiziere und Mannschaften ums Leben gekommen sind. Die Admiralität hat den Verlust dieses Schiffes sofort mitgeteilt. Der Verlust ist schwer. Es werden alle notwendigen Maßnahmen ergriffen, um die Sicherheitsmaßnahmen zu erhöhen. Im übrigen muß ich den Bericht des Ausschusses abwarten, der jetzt den Vorfall in allen technischen Einzelheiten ausführlich untersucht.

Von der Torpedierung der „Repulse" hat Churchill also auch in dieser Erklärung noch kein Wort gesagt. Es erhebt sich die Frage, wie lange die britische Admiralität die Torpedierung der „Repulse" dem englischen Volke noch verschweigen will.

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 19. Oktober 1939.

Franzosen klagen England an

Was die Nachwelt den Engländern vor allem vorwerfen wird, ist die abscheuliche Schule, die sie hinterlassen werden: ihr unverschämter Machiavellismus, ihre tiefe Unmoralität, ihr kalter Eigennutz, ihre Verachtung menschlicher Verhältnisse und einer gerechten Weltanschauung.

Napoleon I.

20. Oktober.

1808: Der Geograph Karl Andree in Braunschweig geb. (gest. 1875). — 1827: Sieg der englisch-französisch-russischen Flotte über die ägyptisch-türkische bei Navarino. Rettung der griechischen Freiheitsbewegung. — 1921: Zerstückelung Oberschlesiens. Sonne: A. 6.33, U.: 16.57; Mond: A.: 13.36, U.: 23.15.

Aus dem Krieg sind wir Nationalsozialisten einst gekommen, aus dem Erlebnis des Krieges ist unsere Gedankenwelt entstanden, und im Krieg wird sie sich, wenn nötig, jetzt bewähren.

Der Führer
zur Eröffnung des Kriegs-WHW. 1939/40.

21. Oktober.

1833: Der Chemiker Alfred Nobel in Stockholm geb. (gest. 1896). — 1937: Einnahme von Gijon durch die Truppen General Francos. — 1937: Die Weihestätte von Pasewalk (Kriegslazarett des Führers) eröffnet.

Warum und wofür kämpfen wir?

„Aufklärungsdienst zur Reichsverteidigung" erschienen.

Noch immer versucht die englische Diplomatie, vor allem die Kriegshetzer, Deuschland als Schuldigen am Ausbruch der kriegerischen Handlungen hinzustellen. Das Weißbuch des Auswärtigen Amtes hat nun von offizieller deutscher Seite aus eine klare Antwort auf die englischen Lügen erteilt. Nun unternimmt im Rahmen des soeben erschienenen „Aufklärungsdienstes zur Reichsverteidigung", in einer wehrpolitischen Schriftenreihe, die für die Schaffenden in den Betrieben bestimmt ist, Professor Dr. von Leers in einer knappen, aber beweiskräftigen Form die Verhältnisse im ehemaligen Polen, die entscheidenden Tage vor dem Ausbruch des Konflikts und die Kriegsschuld Englands und gleichzeitig der Juden darzustellen. Jedem Volksgenossen wird beim Lesen dieser einfachen Tatsachen seine Aufgabe klar, nämlich dazu beizutragen, daß Front und Heimat einen festen Block bilden. Jeder gewinnt die Ueberzeugung, daß unsere Ueberlegenheit in diesem Kampf in unserer eigenen Kraft besteht, die uns zum endgültigen Siege über die Kriegshetzer und Juden führen wird. In ihrer ansprechenden Ausstattung wird die Schriftenreihe, die von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften (Präsident: General der Flieger v. Cochenhausen) herausgegeben wird und mit Heften über den Westwall, über die Ernährung usw. fortgesetzt wird, geeignet sein, seine kleine wehrpolitische Bibliothek für jeden Volksgenossen zu bilden.

Eintopfsonntag — Opfersonntag!

Am kommenden Sonntag, dem 22. Oktober, wird zum erstenmal im Kriegs-Winterhilfswerk der Eintopfsonntag durchgeführt. Es bedarf heute kaum noch eines Hinweises auf die Bedeutung des Eintopfsonntages. Er ist dem deutschen Volk zu einer Selbstverständlichkeit geworden, und in den vergangenen Winterhilfswerken ist das Sammelergebnis von Sonntag zu Sonntag gestiegen.

Noch mehr wird aber im Kriegs-Winterhilfswerk der Eintopfsonntag zu einem wirklichen Tage der Volksgemeinschaft. Nicht nur allein, daß an diesem Tage jeder Volksgenosse und jeder Haushalt sein Eintopfgericht ißt — vielmehr kommt es darauf an, daß jeder Volksgenosse in der Heimat ein spürbares Opfer bringt, das ja geringfügig bleibt im Hinblick auf die Opfer der Kameraden an der Front.

Besonders geht dieser Ruf an euch, deutsche Hausfrauen. Kein Opfer sei euch zu groß, an diesem Tage zu beweisen, daß Front und Heimat in Deutschland eins sind. Besondere Einschränkungen in der Naturalspende, vor allem der vollständige Fortfall einer Pfundspende für das WHW., wird euch, deutsche Frauen, veranlassen, gerade an diesem ersten Sonntag eure in den vergangenen Jahren üblichen Beiträge entsprechend zu erhöhen.

Meldepflicht für alle Franzosen

Innerhalb 24 Stunden.

Der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei teilt mit:

Auf Grund der Verordnung über die Behandlung von Ausländern vom 5. September 1939 werden alle sich im Gebiet des Großdeutschen Reiches aufhaltenden über 15 Jahre alten Staatsangehörigen Frankreichs, der französischen Kolonien und Protektorate und der unter Verwaltung Frankreichs stehenden Mandatsgebiete aufgefordert, sich innerhalb von 24 Stunden bei der nächsten Ortspolizeibehörde persönlich zu melden. Innerhalb derselben Frist sind alle unter 15 Jahre alten Personen, die diese Staatsangehörigkeit besitzen, durch ihren gesetzlichen Vertreter der für den Aufenthaltsort zuständigen Ortspolizeibehörde schriftlich oder mündlich anzumelden. Der gleichen persönlichen und schriftlichen Meldepflicht unterliegen auch Staatenlose, die vor dem Eintritt der Staatenlosigkeit zuletzt die erwähnte Staatsangehörigkeit besessen haben, und solche Personen, bei denen es zweifelhaft ist, ob sie diese Staatsangehörigkeit besitzen. Für das Protektorat Böhmen und Mähren gelten besondere Bestimmungen.

Alle Angehörigen Frankreichs usw., ferner die erwähnten Staatenlosen, dürfen den Ort, an dem sie sich bei der Veröffentlichung dieser Bekanntgabe aufhalten, nur mit Genehmigung der für ihren Aufenthaltsort zuständigen Kreispolizeibehörde — im Protektorat Böhmen und Mähren der Oberlandräte — verlassen. Die für weitere Teile des Reichsgebietes erteilte Aufenthaltserlaubnis erlischt mit der Veröffentlichung dieser Bekanntmachung.

Fahrräder sparen Kraftstoff

In einem Augenblick, da der Kraftverkehr aus Gründen einer rationierten Benzinversorgung beträchtlich eingeschränkt und auf das absolut notwendige Mindestmaß herabgemindert werden muß, kommt das gute alte Fahrrad wieder zu erhöhten Ehren. Es ist nach wie vor das leichteste und billigste Volksverkehrsmittel. Es erfreut sich trotz aller Verkehrsfortschritte einer immer noch wachsenden Beliebtheit. Er braucht vor allen Dingen keinen Betriebsstoff, der vom Staat an anderer Stelle lebenswichtig gebraucht wird, benötigt wenig Rohstoff zu seiner Herstellung und weist doch gleichzeitig alle Vorzüge auf, die man an ein schnelles, billiges, bequemes Verkehrsmittel stellt. In der heutigen Zeit ist es wichtig, darauf hinzuweisen, daß durch die Benützung des Rades auch unsere öffentlichen Verkehrsmittel beachtlich entlastet werden. Hinzu kommt, daß in ganz Deutschland, dank der Bestrebungen des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen und der ihm unterstellten Reichsgemeinschaft für Radwegebau, in erhöhtem Maße in Stadt und Land Radwege gebaut werden, die dem gewaltigen Radverkehr Deutschlands zunehmend Bequemlichkeit und Sicherheit in verkehrsreichen Straßen — und Erholung in Wander- und Erholungsgebieten gewährleisten. Mit Unterstützung des Reichsverkehrsministeriums wurde nunmehr auch für den Radfahrverkehr eine Aktion zur Schaffung von Fahrrad-Parkplätzen durchgeführt.

Deutschlands Boden wird untersucht

Die Wirkungsfähigkeit des Düngers hängt in starkem Maße von dem Kalk- und Reaktionszustand des zu düngenden Bodens ab. Bevor also die Handelsdünger angewendet werden dürfen, muß dieser Zustand des Bodens bekannt sein, da man sonst Gefahr läuft, den wertvollen Pflanzennährstoff zu verschwenden. Das gilt besonders für die Düngemittel, von denen für das kommende Düngerjahr nur beschränkte Mengen, wie bei Phosphorsäuredüngern, zur Verfügung stehen werden. Aus diesem Grunde hat der Reichsbauernführer R. Walther Darré den Verband deutscher landwirtschaftlicher Untersuchungsanstalten mit der sofortigen Durchführung einer Bodenuntersuchungs-Sonderaktion beauftragt. Sie ist heute um so eher durchzuführen, als in den letzten Jahren für diese Untersuchungen Schnellmethoden entwickelt wurden, mit deren Hilfe die Untersuchungsanstalten täglich 300 bis 500 Bodenproben untersuchen können. Für die Bestimmung des Kalk- und Reaktionszustandes wird die Goy-Roossche Kurztitration und für die des Phosphorsäurezustandes die Laktatmethode von Egnér verwendet. Die Entnahme der Bodenproben erfolgt gemeindeweise, und zwar je 1000 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche einer Gemarkung nicht mehr als 250 Bodenproben. Die Unkosten betragen je Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche 0,15 RM., die von den Gemeinden getragen werden sollen und auf die einzelnen Besitzer umgelegt werden können. Wird auf Grund dieser Untersuchungen eine besondere Phosphorsäurebedürftigkeit des Bodens ermittelt, dann wird man dazu übergehen, diese Böden bei der Phosphorsäurezuteilung zusätzlich zu bedenken.

Rundfunk-Programm

Reichssender Breslau

Freitag, 20. Oktober.

8.30: Köln: Konzert. — 9.30: Frankfurt: Die Blockade — Englands ewige Waffe. — 11.00: Frankfurt a. M.: Konzert. — 12.00: Hamburg: Mittagskonzert. — 16.00: Frankfurt a. M.: Nachmittagskonzert. — 17.40: Berlin: Konzert. — 18.00: Duos für Violine und Cello. Hanna Schmack-Urbach (Violine), Fritz Binnowsky (Cello). — 18.30: Aus dem Zeitgeschehen (vom Deutschlandsender). — 19.00: Berlin: Unterhaltungskonzert. — 19.50: Zwischenmusik (Schallplatten). — 20.15: Nordische Musik. Konzert des Großen Orchesters des Reichssenders Breslau. — 22.50: Berlin: Konzert. — 0.10—2.00: Berlin: Konzert.

Sonnabend, 21. Oktober.

10.05: Für unsere Kinder. — 11.00: Berlin: Konzert. — 12.00: Berlin: Mittagskonzert. — In einer Pause 12.15: Wir raten und helfen! Bücher für die Mütter. — 12.45: Leipzig: Konzert. — 15.00: Seltsames Ende einer abenteuerlichen Flucht. Ein Spiel von Lutz Neuhaus. — 15.25: Zwischenmusik (Schallplatten). — 15.35: Zeitungsmänner machen Geschichte. Hörbilder von Herbert Vogt. — 16.00: Aus ... Nachmittagskonzert. — 17.40: Nahrung aus der Luft. Hörwerk von Dr. Hans Joachim Flechtner. — 18.30: Aus dem Zeitgeschehen (vom Deutschlandsender). — 19.00: Zwischenmusik (Schallplatten). — 19.10: Die Landsknecht' rücken an! Pimpfe singen Landsknechtslieder. Pimpfe der Rundfunkspielschar Breslau der HJ. — 19.50: Zwischenmusik (Schallplatten). — 20.15: Aus Berlin: Unterhaltungskonzert. — 22.50: Unterhaltungsmusik. Das Kleine Orchester des Reichssenders Breslau. — 0.10—2.00: Berlin: Konzert.

Aus Breslau

Mit der Betreuung des Archivwesens in Polen beauftragt.

Staatsarchivdirektor Dr. Randt ist durch den Reichsminister des Innern zum Chef der Zivilverwaltung in Polen abkommandiert worden für die Betreuung des Archivwesens in Polen. Ferner wurde Staatsarchivassessor Dr. H. Goetting durch den Führer zum Staatsarchivrat ernannt.

Kind tödlich verunglückt.

In der Lützowstraße wurde ein sechsjähriger Knabe von einem Anhängewagen eines Pferdegespannes überfahren. Der Knabe war an die Deichsel des angehängten Wagens gelaufen, um ein Stück mitzufahren, wobei er überfahren wurde. Die Verletzungen waren so schwer, daß das Kind bald nach Einlieferung in einem Krankenhaus starb.

Brockauer Sport-Nachrichten.

S. C. „Sturm 1916" Brockau e. V.

Spielergebnis vom vergangenen Sonntag:
„Sturm" 1. Senioren — „Eintracht" 1. Senioren 3 : 5

Außerordentlich hart wurde am vergangenen Spielsonntag der Kampf zwischen „Sturm" und „Eintracht" in Breslau" ausgetragen. Infolge starken Spielerersatz mußte die Mannschaft „Sturms" sehr geschwächt antreten, so daß es „Eintracht" nicht besonders schwer fiel, bald zu Beginn des Spieles zwei Tore vorzulegen. Ein nun folgender Elfmeter für „Sturm" wurde verwandelt. Weiteren Toren die „Eintracht" danach erzielte, folgten weitere Tore „Sturms". Als der Spielstand 5 : 3 Tore zu Gunsten „Eintrachts" lautete, machte der Schlußpfiff des Unparteiischen einem weiteren Aufholen „Sturms" ein Ende.

* * *

Spiele am Sonntag, den 22. Oktober:
In Lindenruh:
8³⁰ Uhr „Sturm" 2. Schüler — „Burgweide" 2. Schüler
9³⁰ Uhr „Sturm" 1. Schüler — „Burgweide" 1. Schüler
10³⁰ Uhr „Sturm" 2. A-Jugend — „Waldschleuse" 1. A-Jugend
13⁰⁰ Uhr „Sturm" 2. Senioren — „BSC. 1923" 2. Senioren
14⁴⁰ Uhr „Sturm" 1. Senioren — „SS" 1. Senioren.
In Kraftborn:
9³⁰ Uhr „Sturm" 1. B-Jugend — „Kraftborn" 1. B-Jugend
10³⁰ Uhr „Sturm" 1. A-Jugend — „Kraftborn" 1. A-Jugend.

Den Höhepunkt des Tages bildet die Begegnung zwischen „Sturm" 1. Senioren und „SS" 1. Senioren am Nachmittag. Die bisher zwischen den beiden Mannschaften erfolgten Kämpfe endeten entweder mit einem Unentschieden oder einem knappen Siege. Man sieht allein daraus, daß hier zwei Gegner fast gleich starker Kräfte aufeinandertreffen. „Sturm" muß vor allen Dingen versuchen, den Verlust des Vorsonntages wettzumachen, so daß ein äußerst spannendes Spiel zu erwarten ist.

*** [90. Geburtstag.] Frau Caroline Weigmann, Breslauer Straße 34, feiert am Freitag, den 20. Oktober in seltener Frische ihren 90. Geburtstag.**

Beilage zu Nr. 125 der „Brockauer Zeitung“

Donnerstag, den 19 Oktober 1939.

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

23] Nachdruck verboten

Als Gret und Frau Reuter wegfuhren, sagte Frau von Heidebrecht:

„Wir wollen es auf keinen Fall bei einem Pflichtbesuch bewenden lassen. Kommen Sie recht oft, Fräulein Gret. Und darf ich auch zu Ihnen kommen? Der unruhige Geist hier, der Junge, wird mich ja wohl bald wieder verlassen. Da ist es doch sehr nett, daß ich nun etwas zum Bemuttern habe. Ein Töchterchen.“

Gret dachte traurig:

Warum kann ich nicht froh und glücklich sein? Weshalb mußte alles in mir sterben?

Der junge Baron sah sie so treuherzig an, daß Gret munter sagte:

„Ich werde mich sehr freuen, wenn ich öfter mal zu Ihnen kommen darf und wenn Sie zu mir kommen, liebe Frau Baronin.“

Da lächelte die Dame mütterlich. Der Wagen fuhr davon.

Frau von Heidebrecht wandte sich an ihren Sohn:

„Na, mein Junge?“

Er atmete auf.

„Mutter, wenn es doch sein könnte“, sagte er leise. Sein frohes, junges Gesicht war ganz ernst geworden.

„Egon, was hast du denn?“ fragte die Mutter.

„Ich glaube, daß Gret Wolter niemals meine Frau werden wird. Sie ist sehr unglücklich.“

„Ja, ich habe es auch gefühlt. Aber daran braucht sie doch nicht zugrunde zu gehen.“

„Mutter, wir sind uns darüber klar, daß es sich um einen Mann handelt, der in Grets Leben gewesen ist, und der ihr das Leid zufügte. Man weiß hier aber nichts von einem Verlöbnis, sagtest du.“

„Das ist eben das Seltsame. Es weiß tatsächlich niemand etwas. Wahrscheinlich nicht mal diese vortreffliche Dame, die Frau Reuter.“

„Du kannst sie auch nicht leiden, Mutter? Ich sage dir, ihre neugierigen Augen haben mich den ganzen Tag gestört.“

„Wir sind ein bißchen ungerecht, mein Sohn. Die Dame hat uns nichts getan, aber ich hätte mir gewünscht, Gret Wolter wäre in der Obhut einer mütterlichen, warmherzigen Frau. Beides ist Frau Reuter nicht!“

„Lassen wir die Dame mit den neugierigen Augen aus dem Spiel, Mutter. Was nun?“

„Ja, wenn du das Rennen schon verloren geben willst?“

„Was hätte es für einen Zweck? Gret Wolter gehört zu den Frauen, die nur einmal im Leben lieben. Ganz davon abgesehen, daß ich niemals als ein Pflaster auf eine Wunde geklebt werden möchte, so würde auch Gret Wolter sich nicht an einen Mann verschenken, den sie nicht liebt.“

„Ich werde Gret trotzdem eine Mutter sein“, sagte Frau von Heidebrecht entschieden. „Ich habe sie schon sehr liebgewonnen. Und vielleicht muß man ihr Zeit lassen. Du weißt doch auch, daß die Zeit Wunden heilt.“

„Ich hoffe nichts mehr für mich, Mutter.“

„Dann ist es am besten, wir sprechen gar nicht mehr davon. Du reist ja auch schon bald wieder ab. Jedenfalls habe ich dann jemanden. Und für dich ist's jetzt gut, wenn du wieder wegfährst.“

Mutter und Sohn schritten ins Haus zurück . . .

Wieder stand ein Weihnachtsfest vor der Tür. Es waren noch einige Wochen bis dahin. Aber in der Gegend schlich ein scheußliches Gespenst von Haus zu Haus. Und dieses Gespenst hieß Diphtherie! Fast in jedem Haus lag ein krankes Kind. Manchmal sogar mehrere. Drei Kinder waren schon gestorben, und die Menschen gingen mit angstvollen Gesichtern umher. Die Mütter waren schon müde und hinfällig von den vielen Sorgen, der Pflege und den Nachtwachen, denn überall konnten die paar tüchtigen Krankenschwestern nicht sein.

In dem Haus des Siedlers Ullrich lagen alle drei Kinder krank danieder. Die Mutter war im Gutshaus untergebracht. Sie erwartete in wenigen Wochen wieder ein Kleines, und sie durfte sich nicht dieser Gefahr aussetzen. Einige Nächte blieb Schwester Bertha bei den kranken Kindern, dann rief die Gefahr sie wieder in ein anderes Haus. Der verzweifelte Vater hatte vollständig den Kopf verloren.

Da ging Gret zu den Kindern und pflegte sie Nacht für Nacht. Gret verließ das Haus erst, als alle Gefahr vorüber war und die Mutter wieder zurückkam.

Gret sah noch blasser aus als sonst. Jetzt bekam sie Halsschmerzen. Frau Reuter wich angstvoll von ihr zurück, denn um die eigene Gesundheit war die Dame immer sehr besorgt gewesen.

Gret saß müde und völlig apathisch da. Am dritten Tage hatte sie hohes Fieber. Der Arzt kam.

„Diphtherie“, sagte er und war tief erschüttert. Er rief einen Kollegen aus der Stadt, denn er konnte es nicht mehr allein schaffen. Dieser ältere Arzt brachte gleich eine Schwester mit. So war nun für Gret alles getan, was getan werden konnte. Sie war in allerbester Pflege und unter ständiger Aufsicht des Arztes.

Das Fieber schüttelte Gret. Immer wieder rief sie laut und klagend: „Christian, warum konnte es nicht bleiben, wie es zwischen uns war? Laß doch dieses häßliche Geld. Komm doch wieder, Christian. Ich habe dich so lieb.“

Gret bäumte sich wild im Fieber auf und griff mit beiden Händen um sich. Die Operation war geglückt. Die Gefahr der Erstickung abgewendet. Doch das Fieber raste in dem Körper der Kranken. Unruhig griffen Grets Hände umher. Dann plötzlich weinte sie laut auf.

Der Arzt ließ die neue Mamsell kommen.

„Hören Sie, hat Fräulein Wolter einen Bräutigam?“

„Nein, ich weiß nichts davon. Hierher ist niemand gekommen. Kein Mann, der da in Frage käme.“

„Sonderbar!“

In der Küche stand der Siedler Karl Timm. Er drehte die Mütze in seinen Händen und erkundigte sich im Namen der ganzen Siedler, wie es Fräulein Wolter ginge und ob man denn nicht bald ein paar Blumen abgeben könne. Seine Augen waren angstvoll auf das runde, blühende Gesicht der neuen Mamsell gerichtet.

Die zuckte traurig mit den Schultern.

„Nein, der Doktor macht solch ein ernstes Gesicht. Es wird wohl schlimm stehen.“

„Herrgott, laß sie bloß gesund werden, sie hat soviel Gutes getan“, sagte Karl Timm laut vor sich hin. Und die neue Mamsell sah ihn ganz verwundert an, dann sagte sie:

„Der Herr Doktor hat mich nämlich gefragt, ob Fräulein Wolter einen Bräutigam hat. Wahrscheinlich wollte er dem sagen, daß keine Hoffnung mehr ist. Das ist doch immer so vor dem Ende, daß man es einem Angehörigen sagen muß. Ach Gott, es ist doch so traurig.“

Die Mamsell weinte leise.

Karl Timm stand still da. Plötzlich sagte er:

„Mamsell, bitte sagen Sie dem Doktor, daß ich ihn mal sprechen will.“

„Das wird wohl nicht gehen, Herr Timm.“

Aber er blieb bei seinem Verlangen. Da ging sie endlich. Dann wartete der Doktor in der Halle auf ihn. Er kannte den einfachen Mann nicht, er gab ihm aber gleich die Hand und fragte ihn freundlich:

„Sie wollten mich sprechen?“

„Herr Doktor, es ist bloß, ich hätte gern gewußt, ob Fräulein Wolter im Fieber einen Namen nennt?“

„Ja, allerdings. Sie bittet immer wieder, daß Christian kommen soll. Ist es der Bräutigam des Fräuleins? Wissen Sie zufällig etwas darüber?“

„Ja, ich weiß etwas. Der Name gibt mir Gewißheit. Ich schreibe gleich.“

„Ich hoffe, daß es nicht zu spät ist“, sagte ernst der Arzt.

„Mein Gott, ist es denn noch immer so schlimm?“ fragte ganz fassungslos der brave Timm.

Der Arzt sah ihn prüfend an, dann sagte er:

„Ich hoffe das Beste. Ich bleibe auch hier. Man muß Fräulein Wolter retten, wenigstens muß alles versucht werden. Sie ist hier sehr beliebt?“

„Ja, wir schätzen sie alle sehr. Sie ist immer mitten unter uns gewesen. Die furchtbare Krankheit hat sie sich ja auch bloß geholt, weil sie selber die kranken Kinder gepflegt hat.“

„Ja, das war wohl ein großes Opfer, das sie gebracht hat.“

„Ich werde gleich schreiben, Herr Doktor.“

„Ja, gehen Sie, es muß so schnell als möglich sein.“

Karl Timm ging, und der Arzt blickte ihm sinnend nach, dann ging er wieder zu der Kranken hinauf.

Karl Timm ging heim durch die Nacht zu seinen Angehörigen. Noch waren seine beiden Mädchen gesund. Aber das Leid der anderen war auch sein Leid. Sie lebten hier wie eine einzige große Familie. Sie halfen einander und sie feierten jedes Fest miteinander. Leid und Freud wurden getreulich geteilt. War in einem Hause der Hausvater krank, dann schafften die anderen Siedler seine Arbeit mit, bestellten seine Felder oder ernteten das Seine in seine Scheunen. Aber in aller Herzen lebte die Dankbarkeit gegen Hermann Wolter und seine Tochter. Beide hatten den Siedlern dieses zufriedene Gemeinschaftsleben möglich gemacht.

Karl Timm kam daheim an. Die beiden Mädel sprangen dem Vater entgegen und streichelten zärtlich seine Hände. Und die Liesel, seine brave Frau, hantierte am Herd. Der gute Geruch eines kräftigen Essens war in der gemütlichen Wohnküche. Die Großmutter saß auch mit da; sie versteckte schnell eine Strickarbeit. Wahrscheinlich sollte es ein Weihnachtsgeschenk werden. Ja, es war sehr gemütlich, aber die Erwachsenen sahen sich ernst an. Wohl war ihnen nicht, weil es so viel Schmerz und Trauer in anderen Familien gegeben hatte.

Als sie gegessen hatten, die Kinder zu Bett gebracht waren, setzte sich Karl Timm gleich wieder an den abgeräumten Tisch. Er hatte Tinte und Feder und Papier aus dem Schubfach geholt.

Da die beiden Frauen die Vorbereitungen sahen, standen sie still auf und gingen in die Ofenecke. Dort nickte die Großmutter bald ein, und die junge Frau blickte mit großen Augen auf ihren Mann. Aber sie störte ihn mit keinem Wort, durch keinen Laut.

Karl Timm holte aus dem Schächtelchen einen zerknitterten Zettel hervor. Darauf hatte ihm Christian Kerkoven damals seine Adresse aufgeschrieben. Er hatte diesen Zettel dem einzigen Briefe beigelegt, den er seinem Freund Karl Timm in diesen vielen Jahren geschrieben hatte.

Der Brief hatte gelautet:

„Mein lieber, guter Karl!

Du wirst es nicht fassen können, daß ich nicht wiederkomme, aber ich habe meine Gründe. Ich habe Dein Wort, daß Du nichts sprichst. Und nun darfst Du erst recht nicht sprechen. Ich danke Dir für Deine Freundschaft, und ich werde mich immer freuen, etwas von Dir zu hören.

Dein Christian Kerkoven.“

Karl Timm hatte dem Freunde mit keiner Zeile geantwortet. Er hatte es einfach nicht fertiggebracht, wenn er an Gret Wolters stilles, weißes Gesicht dachte, wenn er in ihren Augen dieses große Leid sah. Von Christian Kerkoven war auch keine Nachricht mehr gekommen. Jetzt aber mußte er, Karl Timm, an Christian Kerkoven schreiben, ganz gleich, ob er inzwischen verheiratet war oder nicht. Christian Kerkoven mußte wissen, daß Gret Wolter ihn noch immer liebte und daß sie jetzt schwer krank war, daß sie vielleicht sterben mußte. Christian sollte ihr den Frieden wiedergeben.

Und Karl Timm schrieb:

„Lieber Christian! Wenn ich heute an Dich schreibe, so tue ich es nur deshalb, weil ich es muß. Gret Wolter leidet schwer. Sie hat diphtheriekranke Kinder gepflegt, und dabei hat sie sich selber angesteckt. Der Arzt weiß nicht, ob er sie retten kann. Das braucht Dich alles nicht zu berühren, denn wer so hat handeln können wie Du, den berührt vielleicht auch das weiter nicht, wenn das Mädchen, das er verlassen hat, nun schwer krank ist. Wir haben hier alle gedacht, Gret Wolter nimmt den bekannten Sportsmann Baron von Heidebrecht. Der hat ganz offen um sie geworben, und mit seiner Mutter ist sie viel zusammen. Aber sie hat nicht glücklich ausgesehen, und dann hat man sich erzählt, daß sie ihn nicht nimmt. Nun kommt, weswegen ich an Dich schreibe. Der Arzt, der Fräulein Wolter behandelt, hat gefragt, ob jemand etwas von einem Bräutigam weiß, da Fräulein Wolter immer nach einem Herrn verlangt. Nach einem Christian! Merkst Du jetzt, weswegen ich schreibe? Kommen sollst Du! Sie wird Dir noch etwas sagen wollen. Und wenn Du verheiratet bist, dann sag es Deiner Frau ruhig. Wenn es eine gute Frau ist, wird sie Dich an das Lager einer Schwerkranken gehen lassen. Aber wenn Du nicht verheiratet bist, dann komm erst recht! Du hast damals gesagt, Du liebst Gret Wolter! Komm aber schnell, wenn Du überhaupt kommen willst.

Karl Timm.“

„Willst du nochmals hinaus, Karl?“ fragte schüchtern die Liesel, als Timm nach seiner warmen Joppe griff und die Stiefel unter dem Ofen hervorlangte, die dort zum Austrocknen standen.

„Ja, ich muß den Brief noch fortschaffen. Geh nur immer ins Bett, Liesel, und die Mutter mag auch gehen. Ich bin gleich wieder da.“

Er strich ihr über das Haar und ging in die Schneenacht hinaus . . .

Es schneit und schneit. Ganz hoch liegt der Schnee schon. Christian Kerkoven ist mit der Mutter aus der Stadt heimgekommen. Sie haben Weihnachtseinkäufe gemacht. Bei diesem Wetter hebt man die Einkäufe nicht bis zuletzt auf.

Ein pausbäckiger kleiner Kerl kommt ihnen am Portal entgegengesprungen. Es ist Otto, der Sohn Georgs. Er wird hier in Kerkoven erzogen. Seine Mutter hat sich mit einem Industriellen verheiratet, zwei Jahre später, nachdem Georg in den Bergen abgestürzt war. Sie will nichts von dem Jungen wissen, er ist ihr zu altklug, zu aufgeweckt. Der zweite Gatte hat selber Kinder. Aber die sind schon erwachsen. Und so war sie mehr als froh, als man ihr hier in Kerkoven den Vorschlag machte, den kleinen Otto ganz hierher zu geben. Daß Frau Lotte gehofft hatte, die Frau Christians zu werden, wußten er und seine Mutter ganz genau. Aber es war zwischen ihnen nie ein Wort darüber gesprochen worden.

Der kleine Otto war wild und lustig, aber das mußte ein rechter Junge auch sein. Seine Mutter hatte ein schlappes, blasses Kerlchen aus ihm gemacht. Nun war er hier ganz anders geworden unter der freundlichen Pflege seiner Großmutter und der tatkräftigen Erziehung seines Onkels Christian, den er liebte . . .

Christian kam langsam an den Kaffeetisch, wo die Mutter inzwischen alles hübsch zurechtgemacht hatte. Es dämmerte schon, und noch immer schneite es. Die Mutter sagte:

„Wollen wir Kaffee trinken, oder willst du deine Post vorher durchsehen? Martha sagte mir, daß unser guter, alter Postbote heute erst gegen Mittag hier gewesen ist. Er ist gar nicht recht vorwärts gekommen bei dem Wetter.“

„Wir trinken erst Kaffee, Mutter“, meinte Christian und setzte sich.

Schluß umseitig

Rufe der Jugend

Merkt euch:

Die Welt ist nur für den da, der stark genug ist, sich in ihr durchzusetzen. Der Führer (23. 10. 31.)

Wo sind die Ventile!

Ein Mann rettet ein Schlachtschiff.

Am 23. Januar 1915 lief die deutsche Hochseeflotte zum ersten Male nach einem halben Jahr Krieg gegen den Feind aus. Morgens um acht Uhr kamen die Schlachtschiffe des Kreuzergeschwaders des Admirals Hipper mit den Engländern in Berührung. Ein unwahrscheinlich klarer Wintertag ermöglichte den englischen Schiffen, die überlegene Reichweite ihrer Geschütze auszunutzen. Man schoß über 17 Kilometer.

Die feindlichen Flotten fahren in Kiellinie nebeneinander her. Die Schlacht ist in vollem Gange. Die Einschläge in der Nähe der Schlachtkreuzer übertönen jedes Wort. Der englische Kreuzer „Lion" ist getroffen. Auch der „Tiger" brennt. Auf dem deutschen Schlachtschiff „Seydlitz" kommt eine Meldung des Turmoffiziers: „Achtung! Treffer!"

Kaum hat er die Worte gebrüllt, als blitzweiße Flammen aus den Turmklappen und Geschützmündungen der Türme „Cäsar" und „Dora" lohen. Von der Kommandobrücke der „Seydlitz" aus versucht man, die Geschützstürme zu erreichen. Keine Antwort. Die Leckgruppen eilen zur Unglücksstelle. Bei ihnen ist der Pumpenmeister Heidkamp. Der erste Gedanke, den sie haben, ist: Zu den Flutventilen!

Es schlägt ihnen eine unerträgliche Hitze entgegen. Keine Luft zum Atmen ist das. Aber es hilft nichts. Wenn nicht in den nächsten Sekunden geflutet wird, dann fliegt der Kreuzer in die Luft. Glühende Teile des ausgestanzten Panzers jagen in die Umladekammern hinein. Hier sind sechstausend Kilogramm Pulver verstaut. Glühend die Eisenwände von der Explosion.

Pumpenmeister Willi Heidkamp stürzt in den rotglühenden Raum. Jetzt muß ich die Ventile finden! Wo sind die Räder, hier irgendwo müssen sie doch sein! — Da sieht er das Ventil. Es leuchtet ihm weißglühend entgegen. Die Hitze hat es zur Weißglut gebracht.

Er darf nichts fühlen, der Pumpenmeister Heidkamp. Von seiner Tat hängt die Rettung des Schiffes ab. Er faßt zu. Seine nackten Hände packen das Eisen. Er merkt den wahnwitzigen Schmerz nicht. Reißt das Rad herum. Das erste Flutventil geöffnet! Als er auch das dritte Rad geöffnet hat, bricht er zusammen. Anstatt zweier gesunder Hände hat er nur noch zwei verbrannte schwarze Armstümpfe, von denen der Qualm des verbrannten Fleisches aufsteigt.

Das deutsche Flaggschiff aber war gerettet.

Her.

Jugend fuhr in das Sudetenland

Hier wurde den Bauern geholfen.

Wir fuhren über die ehemalige Grenze ins Sudetenland hinein. Es war ein ganz gewöhnlicher Zug, kein Salonwagen, sondern ein ratternder Personenzug, der auf jeder kleinen Station hielt.

Mit solchem Zug kamen die Hitlerjungen in dem Dorf an. Hier auf den Feldern sollten sie arbeiten. Sie hatten ihre wetterfeste Uniform und derbe Stiefel an. Einer war ein ehemaliger Zigarettenboy, einer ein Schüler, ein anderer kaufmännischer Lehrling. Voll Verlangen nach dem Neuen stiegen sie aus dem Zuge.

Sie arbeiteten in der Scheune an einem Gebirge von aufgestapeltem Heu. Werner, ein ganz schmächtiges Kerlchen, hockte wie ein schwarzer, staubiger Teufel auf diesem Berg von Heu und war unermüdlich tätig, mit seiner Gabel das Heu ins Gebläse zu stopfen. Ach, er war ein wenig klein und immer mundfaul. Er war nicht der Erste beim Erzählen und ein wenig schwerfällig im Ausdenken von Plänen und Unternehmungen. Ja, bisher hatten alle ein wenig gewitzelt. Was war das doch für ein harmloser und nebensächlicher Bursche, dieser Werner.

Nun aber stand er schwarz und staubig wie ein Teufel auf diesem Gebirge von Heu und arbeitete so unerbittlich und ausdauernd, als seien seine Arme aus Draht. Welch eine Freude war das für ihn, sich so auszeichnen zu können. Da unten standen die großen Kerle, die Anführer und Schläger bei Geländespielen. Nun mußten sie sehen, was er konnte. Und als spätabends alle zusammen müde und geschlagen in der Stube des Bauern hockten, da stand Werner auf und erbot sich, der Bäuerin die Arbeit des Wasserholens abzunehmen.

„Ich werde die Kühe tränken gehen", sagte er. So überheblich und stolz war er geworden.

*

Es begab sich, daß ein Bauer seinen Hof weit entfernt vom Dorf hatte. Er war ein wenig eigenbrötlerisch und nicht des Umganges von vielen fremden Menschen gewöhnt. Er hatte viel zu wenig Arbeitskräfte, um mit der Arbeit fertig zu werden. Ein Glück, daß die Hitlerjungen kamen, ihm zu helfen. Aber der Bauer, dieser hart arbeitende und natürliche Mann, sah ein wenig mißtrauisch, als sie daherkamen, der Willy und der Hermann.

„Sie kommen aus der Stadt und verstehen nichts", meinte er. Aber er mußte seine Meinung berichtigen. Sie überschwemmten seinen Hof mit Fröhlichkeit und Tatkraft. Zwar arbeiteten sie nicht so geschickt wie erfahrene Knechte, aber ausdauernd und angefeuert von gutem Willen und mächtiger Bereitschaft, so daß die Arbeit auf diesem fernen Waldhof wie eine Maschine lief.

„Nein", sagte der Bauer zu Herbert, von dem er wußte, daß er ein Uhrmacher sei, gewohnt, mit Pinzetten zu arbeiten und der nun die Forke handhabte, als sei es ein längst vertrautes Gerät: „Daß du ein Uhrmacher bist!"

*

Mitten im Feld standen noch Bunker, Würfel aus Eisenbeton mit drohenden Scharten, einst gedacht als Zwingtürme gegen die Menschen, die an dieser Stelle ihr Land bearbeiteten, nun aber schon umwuchert von Unkraut und Gras, ein Spielplatz für Kinder und ein Ausguckturm für den Schäfer, der hier seine Lämmer weidet.

Zu ihm kamen die Jungen einst, und er erzählte ihnen, wie wunderlich es sei, wie sehr sie sich hier in diesem Grenzland nach dem Reich gesehnt haben, von dem sie so viel hörten. Und nun sei die Jugend selbst gekommen, ihnen zu helfen, die schwierige Zeit des Ueberganges zu überwinden. Und wie er dies sagte, da wurde einer von den Jungen besonders gerührt. Er war Primaner und hätte an die See gekonnt.

„Wie gut", sagte er jetzt, „daß ich nicht an die See, sondern hierhin gefahren bin."

*

Auf einem Hof war ein etwas stiller und beharrlicher Junge, der sich während seiner Arbeitszeit auf den Feldern durch einen nimmermüden Fleiß ausgezeichnet hatte und der dem Bauern so ans Herz gewachsen war, daß er ihm sagte: „Du wirst nun in die Stadt zurückfahren. Ich möchte dir gern einen Wunsch erfüllen."

So sagte dieser Junge, er wolle sich selbst ein Brot backen. Er wolle einmal nicht zum Bäcker gehen und Geld auf den Tisch legen und ein Brot verlangen, sondern er möchte ein eigenes Brot haben. Der Bauer schickte ihn auf die Tenne, Korn zu holen, und der Junge ging hinüber zur Mühle und ließ mahlen und kam mit dem Mehl zurück. Dann wurde der Teig angerührt auf die altväterliche und bäuerische Art. Da wurde der Ofen geheizt, und der Geruch des warmen Brotes durchzog die Luft.

Und als dann die Brote herauskamen, knusperig, groß und etwas grob, da war der Junge zufrieden. Er nahm ein solches Brot und schickte es seinen Eltern. Er habe es sich selbst verdient und selbst gebacken, schrieb er dazu.

*

Die Hitlerjungen veranstalteten einen lustigen Abend mit den Dorfbewohnern. Alle sind fröhlich, ja ein wenig ausgelassen. Die Jungen, die aus den verschiedensten Teilen des Reiches kamen, traten in die Mitte dieser bäuerlichen Menschen und jeder gab etwas zum Besten.

Bei diesem Fest im Wald und nahe den Weiden, von denen das Geblöke der Kühe herüberscholl, legte sich eine wunderliche Stimmung über all die vielen jungen Menschen, die ausgezogen waren, einem großen Befehl zu gehorchen

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

24] Nachdruck verboten

Otto saß neben der Großmutter auf dem Sofa. Er trank Milch und aß Zwiebäcke dazu. Christian Kerkoven aber las zwischendurch doch seine Post. Einen Brief besah er aufmerksam. Der Absender? Karl Timm? Was wollte Karl Timm, nachdem er damals nicht auf seinen Brief geantwortet hatte? Was wollte er jetzt vor Weihnachten? Ging's ihm vielleicht gar schlecht?

Das Schreiben wurde geöffnet. Christian Kerkoven las. Dann hörte die Mutter plötzlich seinen schweren Atem. Sie blickte erschrocken auf.

„Christian — ist etwas? Ist etwas in Holstein oben?"

„Nein, Mutter. Aber ich muß fort. Ob ich zum Fest zurück bin, weiß ich noch nicht. Ich fahre nach Versach, Mutter. Ich lasse alle herzlich grüßen. Vor allem auch Bruckdorfer, wenn er bei diesem Wetter kommen sollte."

„Ja, reise nur", sagte die Mutter, und in ihr war eine heiße Freude.

Er drückte ihre Hände. Und wie so oft, sagte er leise: „Meine gute, alte Mutter!"

Dann half sie ihm beim Packen und blickte dem Schlitten lange nach. Als Christian außer Sicht war, faltete sie die Hände.

„Lieber Gott, schenk ihm das Glück. Gib, daß er sich seine Frau endlich heimholen kann."

Dann mußte Frau Anna an ihre anderen Kinder denken. An die tote Maria, die in ungestümem Schmerz in den Tod gegangen war. An Georg, der in den Bergen verunglückte. Nein, nicht verunglückte. Ganz bewußt war ja Georg in den Tod gegangen, weil er in seiner Ehe unglücklich war, und weil er des Spieteufels nicht Herr wurde. Wie sonderbar war das, daß ein Kerkoven gespielt hatte. Gut, daß ihr Mann das nicht erlebte, daß Georg ein Spieler war. Das hätte ein Unglück gegeben . . .

Und dann weilten ihre Gedanken bei Elisabeth, die droben in Holstein eine glückliche Frau und Mutter war. Drei Kinderchen hatte sie bereits. Ihr Mann war noch immer ganz toll in sie verliebt und sie in ihn, hatte sie letzthin geschrieben. Und der Onkel sei nun doch wacklig geworden. Aber er freue sich so an den Kindern.

Und wieder faltete Frau Anna die Hände.

„Erhalte ihr das Glück, Vater im Himmel, und schenke Maria und Georg den ewigen Frieden, und führe Christian die Frau zu, die ihm gehört."

Ihr Gebet unterbrach eine jubelnde Knabenstimme:

„Großmama!"

„Was soll die Großmama?" fragte sie und wandte sich um.

„Ich habe einen Vogel gefunden. Sieh mal. Der eine Flügel hängt so schief. Martin will mit mir nachher gleich ein Vogelbauer bauen. Darf ich in den Schuppen?"

Otto drückte ihr das hilflose Vögelchen in die Hände. Dann lief er davon, hinüber zu dem Stallburschen Martin, der mit ihm einen Käfig für den Vogel bauen wollte.

Frau Anna streichelte den kleinen gefiederten, verwundeten Gast und wärmte ihn. Er saß dann still in einem Körbchen und ließ sich füttern . . .

Christian Kerkoven gab am Bahnhof ein Telegramm an Karl Timm auf:

„bin nachts zwei uhr versach bahnhof christian"

Die Bahnfahrt schien endlos. Der Zug wand sich durch weite, bläulich schimmernde Schneefelder und verschneite Wälder, an Städten und Dörfern vorbei. Die erleuchteten Fenster der Häuser und Hütten grüßten unter ihrem Schneedach hervor.

Es war fast die gleiche Strecke, die Christian vor Jahren zu Fuß durchwanderte, auf der er Karl Timm kennenlernte und die sein Schicksal werden sollte . . .

Der Zug hielt auf einer größeren Station längere Zeit. Die Reisenden aßen Würstchen, tranken heißen Tee oder Kaffee. Einige Nervöse wurden unruhig.

„Was ist denn? Liegen wir fest? Ist draußen auf der Strecke was passiert?" scholl es durcheinander.

Der dicke Zugschaffner gab Bescheid:

„Nischt passiert, meine Herrschaften, aber der Schnee, ich bitte Sie, der Schnee. Da ist das Signal, na ja, nun fahren wir weiter."

Auf dem kleinen Bahnhof in Versach gähnte der Beamte. Nachts zwei Uhr. Na, Gott sei Dank, der letzte Zug. Mit dem kam selten einer. Aber es mußte eben auch da alles in Ordnung gehen, selbst wenn kein Betrieb war.

Der Zug kam an.

Ein Reisender verließ ihn. Da kam auch schon jemand durch die kleine Halle. Wollte der noch mit? Nein, der holte den Ankommenden bloß ab. Na, dann war ja nun Ruhe. Man konnte endlich heim und sich gründlich ausschlafen . . .

„Christian, du bist also doch gekommen?"

„Ja, Karl."

Ihre Hände ruhten ineinander. Dann sagte Karl Timm:

„Ich habe den Kutscher mit dem Versacher Gutsschlitten mit. Die Mamsell hat es angeordnet, daß ich ihn nehmen durfte. So sind wir schnell zu Hause."

„Jetzt in der Nacht?"

„Ja. Gib mir den Koffer, Christian."

Sie sprachen nichts mehr. Der Kutscher blickte verwundert auf den hochgewachsenen Herrn. War das vielleicht auch ein Arzt? Stand es so schlecht mit Fräulein Wolter?

Christian Kerkoven saß still da, während Karl Timm dachte:

Er ist ja gar kein Lump. Wie habe ich das nur denken können?

Sie waren auf dem Gute Versach angekommen. Karl Timm verlangte gleich den Arzt zu sprechen.

„Ich bringe den Herrn, nach dem Fräulein Wolter verlangt."

„Dann kommen Sie", sagte der Arzt. Christian warf Hut und Pelz ab und folgte dem Arzt. Karl Timm ging nach Hause . . .

Christian stand erschüttert am Krankenlager und hörte Gret phantasieren:

„Warum kommst du nicht, Christian? Ich hab dich lieb, so lieb. Ich war mit Vaters Plänen einverstanden, weil ich keinen anderen Mann lieb hatte, und weil es die einfachste Lösung war. Aber dann hatte ich dich kennengelernt, und ich sagte meinem Vater, er solle seinem Freund die Schuld erlassen. Dann warst du plötzlich nicht Karsten, sondern Kerkoven. Wenn ich dich nicht geliebt hätte, dann hätte ich es dir gesagt. Mit einer Lüge wäre ich nicht vor den Altar getreten. Warum glaubst du mir nicht, Christian?"

Das letzte klang wie ein Wimmern. Die Kranke bäumte sich auf, dann lag sie wieder still. Der Arzt sagte leise:

„Ich nehme an, daß Sie der einzige sind, der diese wirren Reden deuten kann?"

„Ja, ich verstehe alles."

Christian legte seine Finger auf die zuckende, heiße Hand Grets. Ganz leise und zärtlich tat er es. Und da legte Gret den Kopf zur Seite. Gegen Morgen schrie sie wieder aus dem Fieber:

„Christian, vergrabe das Geld, das elende Geld, es bringt kein Glück. Karl Timm ist so glücklich, und seine Frau kam aus dem Armenhaus. Warum bin ich nicht auch arm gewesen? Christian, nimm das Geld fort, es brennt, es verbrennt mich."

Darauf beugte sich Christian über die Kranke und küßte sie.

„Gret, ich bin bei dir. Ich verlasse dich nie mehr", sagte er leise und eindringlich.

Vier Tage hing Grets Leben an einem Faden. Und vier Tage lang saß Christian an diesem Bett, bis auf die wenigen Stunden, in denen er kurze Zeit geruht hatte. Am fünften Tage, gegen Abend, tönten ruhige Atemzüge vom Lager. Gret schlief. Schweiß brach aus. Der Arzt sagte zufrieden:

„Herr Kerkoven, das Schlimmste ist vorbei. Gott sei Dank!"

„Sie haben sich der Kranken so angenommen, daß eine größere Fürsorge nicht denkbar war, Herr Doktor. Ich danke Ihnen."

Christian wachte wieder bei Gret. Als eine strahlende, helle Wintersonne ins Krankenzimmer schien, da öffnete Gret plötzlich groß und weit die Augen. Sie sah Christian und lächelte zart.

„Ein Traum, ein wunderschöner Traum. Christian ist bei mir", flüsterte sie selig.

Behutsam nahm er sie in seine Arme und küßte sie.

„Es ist kein Traum, Gret. Ich bin bei dir, und ich bleibe immer bei dir."

Da erwachte Gret vollends und erkannte Christian. Sie rief jubelnd seinen Namen:

„Christian!"

Alle Qual, alle Liebe, alle Sehnsucht lagen in diesem Wort.

„Nun ist alles gut, Gret! Bleib ganz ruhig, damit du gesund wirst. Ich bleibe bei dir, bis du mit mir nach Kerkoven kommen kannst."

Da schloß Gret wieder die Augen, legte sich zurück und holte tief Atem.

„Ich will schnell gesund werden, Christian, ganz schnell", sagte sie.

Dann kam die Schwester, und Christian verließ das Zimmer . . .

Am Heiligen Abend saß er an Grets Bett. Der Lichterbaum brannte hell, und Grets Augen strahlten glücklich.

Christian bettete ihren blonden Kopf an seine Brust.

„Ehre sei Gott in der Höhe", sagte er feierlich. Seine Arme umschlossen das junge Weib, das ihm das Glück geben würde.

Draußen schneite es auf das stille, weite mecklenburgische Land. Sanft wirbelten die Flocken durch die heilige Nacht . . .

Ende

eine Gemeinschaft waren sie alle, möchten sie Uhrmachergesellen, Schreiner oder Bauer sein, möchten sie in Chemnitz wohnen oder im Rheinland oder im Sudetengau, sie alle waren eine große Familie, wo ein Glied für das andere eintritt.

Ha.

Wehrhafte deutsche Jugend

Neue Ausbildungsvorschrift für die HJ.

Soeben hat die Reichsjugendführung die Ausbildungsvorschrift für die Leibeserziehung der Hitler-Jugend in der Kriegszeit herausgegeben, die alle Einzelheiten der körperlichen Ertüchtigung im Winterdienstplan 1939/40 regelt. Die wesentlichste Neuerung ist die, daß die 16- bis 18jährigen Jungen eine gründliche vormilitärische Ausbildung im Gelände- und Schießdienst erhalten, während für die übrigen Jahrgänge die Grundschule der Leibesübungen durchgeführt wird.

Die Schieß- und Geländeübung der drei ältesten HJ.-Jahrgänge, die mit Rücksicht auf die berufstätigen Jungen nur sonnabends und sonntags stattfindet, wird in Halbjahrslehrgängen von insgesamt 162 Stunden vorgenommen. Jeder Junge soll das Gelände beherrschen lernen und vor seinem Eintritt in das wehrfähige Alter mit dem Gebrauch der Waffe vertraut gemacht werden. Von der Ausbildung werden nach Möglichkeit auch alle diejenigen Jugendlichen erfaßt, die nicht der HJ. angehören. Wer sämtliche Schießbedingungen erledigt hat, die Schieß- und Waffenlehre beherrscht und im Geländedienst alle Aufgaben erfüllt, aber auch sonst Einsatzbereitschaft und kameradschaftliches Verhalten bewiesen hat, erhält nach Abschluß des Lehrganges den sogenannten K-Schein. Das Ziel dieser verstärkten Wehrerziehung ist, wie es in der Vorschrift heißt, die Erhaltung der Ueberlegenheit des deutschen Soldaten gegenüber jedem Gegner.

Die Jungen im Alter von 14 bis 15 Jahren erhalten — allerdings nur mit Rücksicht auf den Mangel an Zeit und Ausbildern — keine Schieß- und Geländeausbildung, sondern werden in der Grundschule der Leibesübungen ausgebildet. Dabei wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Ausbildung des berufstätigen Jungen während der Arbeitszeit, und zwar wöchentlich in einer Doppelstunde, erfolgt. Für die nicht berufstätigen Jungen wird die Grundschule wöchentlich nachmittags einmal in einer Doppelstunde durchgeführt. Für beide Gruppen, die Berufstätigen und die Schüler, ist vorgesehen, daß zweimal im Monat vormittags die Grundschule gemeinsam geübt wird. Weiterhin ist allen diesen Jungen die Möglichkeit gegeben, an den beiden übrigen Sonntagvormittagen und, soweit möglich, an einem Abend in der Woche am freiwilligen Leistungssport teilzunehmen.

Auch für das Deutsche Jungvolk ist die Grundschule der Leibesübungen ein wesentlicher Bestandteil des Dienstes, während Fahrten, Lager, Luftgewehrschießen und Geländespiele zunächst zurücktreten. Außer der wöchentlichen Doppelstunde, die für die Leibesübungen vorgesehen ist, können die Pimpfe zweimal im Monat an einem Sonntagvormittag am freiwilligen Leistungssport teilnehmen. Ebenso sollen die Nachmittage, an denen die Jungen nicht für die Sammelaktionen eingesetzt werden, für die Grundschule und den Leistungssport ausgenutzt werden.

Das geht die Lehrlinge an

Sollen wir die Lehrzeit abbrechen?

Seit Kriegsausbruch hat die Jugend überall mit Hand angelegt, hat ihre arbeitsfreie Zeit restlos zur Verfügung gestellt und Aufgaben übernommen, die im Interesse der Reichsverteidigung notwendig wurden. Unübersehbar ist das Arbeitsfeld der jungen Generation, das Millionen von Jungen und Mädeln beschäftigt. Es ist verständlich, daß nicht nur die schulpflichtigen Jugendlichen, sondern auch die junge Gefolgschaft der Betriebe jede Gelegenheit wahrnimmt, um sich mit ganzer Kraft in den Dienst wehrwichtiger Aufgaben zu stellen. Dabei taucht immer wieder der Gedanke auf, die Lehre möglichst sofort zu beenden, um vollständig in die Produktion eingeschaltet zu werden und fehlende oder einberufene Arbeitskräfte zu ersetzen. Daß unter den obwaltenden Umständen die in der Berufsausbildung befindliche Jugend den Wunsch hat, an die Stelle vollwertiger Kräfte zu treten, kann nicht weiter verwundern. Dennoch ist dieser Wunsch unberechtigt. Eine Berufung auf die vorzeitigen Prüfungen an den höheren Schulen und Universitäten besagt nicht, daß nunmehr auch die Lehr- und Anlernverhältnisse sofort zum Abschluß gebracht werden müssen. Denn Abiturienten und Studenten können erst dann zur vorzeitigen Prüfung zugelassen werden, wenn sie zum Wehrdienst einberufen worden sind. Folglich werden auch nur diejenigen Lehrlinge zu einer vorverlegten Lehrabschlußprüfung zugelassen, die von der Wehrmacht angefordert werden. Alle übrigen Lehrlinge und Fachlehrlinge (aus Anlernverhältnissen) kommen zu dem ursprünglich vorgesehenen Zeitpunkt zur Prüfung, eine Vorverlegung ist weder beabsichtigt noch allgemein durchführbar. Die Lehrzeit ist erst im Herbst vorigen Jahres auf drei Jahre verkürzt worden, und zwar mit der ausdrücklichen Begründung, daß die Jugendlichen frühzeitiger als vollwertige Facharbeiter zur Verfügung stehen sollen. Eine weitere Verkürzung der Lehrzeit wäre aus naheliegenden Gründen nicht mehr zu vertreten. Deshalb muß es verhindert werden, daß Jugendliche freiwillig ihre Berufsausbildung abbrechen; darüber hinaus sind die zuständigen Stellen bestrebt, diejenigen wieder in eine ordnungsmäßige Ausbildung zu vermitteln, deren Lehrbetrieb vorübergehend eingestellt wurde oder die gezwungen waren, ihren Wohnort zu wechseln.

Die berufstätige Jugend tut ihre Pflicht, wenn sie sich voll und ganz der Ausbildung im Betriebe widmet, wenn sie mit besonderem Eifer die ihr übertragenen Aufgaben ausführt und jede Gelegenheit benutzt, um sich beruflich zu schulen und zu ertüchtigen. Das war von jeher die Parole der Hitler-Jugend — sie wurde im Reichsberufswettkampf überzeugend dargestellt —, sie gilt auch heute und in Zukunft. Berufsertüchtigung ist ein Teil der Wehrhaftmachung des Volkes, denn nur der bestausgebildete Nachwuchs wird einmal in die Aufgabe und Verantwortung eintreten können, die heute auf der Wirtschaft ruht.

Durch Jahre hindurch ist die Jugend von ihrer politischen Führung planmäßig angehalten worden, sich beruflich zu schulen; es besteht keine Veranlassung, von dieser Linie abzuweichen, etwa eine begonnene Ausbildung zu unterbrechen oder im Anschluß an die Schulentlassung überhaupt nicht in eine geordnete Lehrausbildung einzutreten. Der Führer braucht tüchtige Arbeiter ebenso dringend wie tüchtige Soldaten.

Wer heute in der Lehrausbildung steht, und das sind einige Millionen, braucht nicht zu glauben, daß er dadurch etwa abseits stünde von dem großen Geschehen unserer Tage. Er kann nichts Besseres tun, als nun erst recht zu arbeiten und zu lernen, um dann zu gegebener Zeit in der Front der Arbeit wirklich vollkommen einsatzfähig zu sein.

Vom Lichtscheit bis zum Leuchtfaden

Der Kampf gegen das Dunkel im Wandel der Zeiten.

Die Menschen der Urzeit kannten nur das Herdfeuer als Lichtquelle. Da jedoch nur in einem Raume ein Herd stand, kam man auf den Gedanken, ein brennendes Scheit aus dem Feuer zu nehmen und in dem anderen Raum in eine Mauerspalte oder zwischen zwei Balken zu klemmen; wenn man einen Gast erwartete, der sich abends verspätete, klemmte man ein brennendes Scheit in die Hauswand neben die Tür. In den germanischen Ländern benutzte man nachher an Stelle des Lichtscheits trockenes Schilfrohr oder Kiefernspäne, aus welchen sich nach und nach der Kienspan entwickelte, der sich in ländlichen Gegenden Jahrhunderte hindurch erhielt. Um den Kienspan leichter anzubringen und die Feuergefährlichkeit zu mindern, fertigte man Kienspanhalter an, die man an den Wänden befestigte oder wie Gefäße auf Mauervorsprüngen oder Säulen aufstellen konnte. Diese Halter wurden meistens kunstvoll geschmiedet und spiegelten altes Gedankengut in sinnvoller Form wider. Bei den Gefäßen wurde, da man Glas noch nicht kannte, das Eisen siebartig durchlöchert, um den Lichtschein durchzulassen, oder die den Raum zugekehrte Seite bestand nur aus kreuzweise übereinandergelegten Eisenstäbchen mit mehr oder weniger Zwischenraum.

Dann umwickelte man ein Holzscheit oder einige Schilfrohre mit Hanf und Werg, tränkte sie mit Talg oder häufiger noch mit Pech und nannte das ganze eine Pechfackel. Solche Fackeln waren schon im Altertum bekannt. Sie wurden nicht nur zu Leuchtzwecken im Freien benutzt, sondern auch bei besonderen Anlässen, zum Beispiel bei Leichenbegängnissen und zu den Hochzeitsfeierlichkeiten der Griechen und Römer, die damit endigten, daß die Frau in das Haus des Gatten geführt wurde, wobei ein Jüngling (als Hymnen) mit der Fackel voranleuchtete. Damals verwendete man Pechfackeln auch zu den Fackelläufen, die zu Ehren der Feuergötter nachts zu Fuß, später zu Pferde veranstaltet wurden; wer die erste noch brennende Fackel ans Ziel brachte, galt als Sieger.

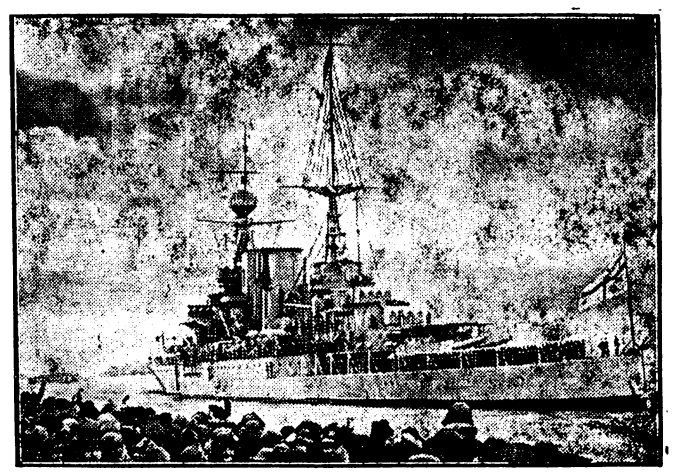
Lange vor unserer Zeitrechnung war im Orient die Oellampe in Gebrauch; dieses mit Oel gespeiste, mit einem oder mehreren Brennern versehene kleine tragbare Tongefäß ist die Urform unserer Lampe. Bei der Ausgrabung von Pompeji fand man viele solcher Lampen und muß staunen über die Mannigfaltigkeit der Motive und den Reichtum der Formen in gebranntem Ton oder in Bronze. Zu jeder Oellampe gehörte eine sogenannte Lichtschere, mit der man hin und wieder den Docht beschneiden mußte, um ein Schwelen und Rußen zu verhindern. Obwohl die Oellampe nicht gerade ein ideales Beleuchtungsmittel war, so hat sie sich doch am längsten unter allen Beleuchtungsarten erhalten; ihr gegenüber blieb das Petroleum, welches das Oel ablöste, verhältnismäßig nur kurze Zeit in Gebrauch.

Erst um das Jahr 150 nach der Zeitrechnung kam man zur Vereinfachung der uralten Oellampe. Man tauchte einen Docht wiederholt in geschmolzenen Talg und gewann so die „gezogene Kerze", deren Helle um so intensiver war, je reiner der Talg und je mehr der Docht mit Beize getränkt worden war. Zu Anfang des dritten Jahrhunderts nach der Zeitrechnung unterschied man bei uns bereits zwischen Talg- und Wachskerzen. Später wurden die Kerzen nicht mehr gezogen, sondern in Lichtformen, in deren Achse der Docht lag, gegossen; heute hat man dazu Gießmaschinen. Die Zunft der Kerzenzieher wurde die „fromme Zunft" genannt, weil seit dem frühen Mittelalter die Kirchen einen reichen Bedarf an kleinen und besonders großen Kerzen hatten; auch der nachher steigende Luxus an den Fürstenhöfen kam den Kerzenziehern zugute, denn den Festen der Renaissance und des Rokoko gab das durch hohe Spiegel vervielfachte Licht „der tausend Kerzen" erst den rechten Rahmen.

Vor etwa 500 Jahren dachte man an eine Beleuchtung der Straßen. 1414 unternahm man in London den ersten Versuch einer „Erleuchtung der öffentlichen Hauptwege" durch Oellampen, 1667 erhellte Paris im Winter mit Oellampen die Gehsteige, 1672 folgte Hamburg als erste deutsche Stadt, und sieben Jahre später verfügte der Hohe Rat von Berlin, jedes dritte Haus habe am späten Abend eine Oellampe vor das Tor zu stellen. Als wenige Jahre nachher der Magistrat „an wichtigen Ecken" Oellampen auf Pfähle stellte, widersetzten sich die Bürger zuerst heftig, da — wenn eine solche Pfahllampe einmal verlösche — man sich „eine ansehnliche Beule holen" könne. Bessergestellte ließen sich von einem dienstbaren Hausgeist abends nach Hause holen, Fremde mieteten sich einen Laternenträger, der ihnen heimleuchtete.

1766 bringt man erstmals Lichtspiegel über den Lampen an, die das Licht stärker auf die Straße werfen. Nachdem 1783 der Versuch, Gas aus Steinkohlen zu Beleuchtungszwecken zu benutzen, geglückt ist, beantragt ein Londoner Ratsherr, einige Hauptstraßen zu beleuchten; bei dem Gedanken, eine ganze Stadt zu erhellen, machte ein Londoner Chemiker Einwände, da dies „unausführbar und zudem irrsinnig" sei! In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erhellten die meisten deutschen Städte ihre Straßen mit Gas. Kleinere Städte und Dörfer behalfen sich mit Petroleumlampen. Petroleum war als Erdöl seit Jahrhunderten bekannt, wurde jedoch erst seit 1859 als Welthandelsprodukt anerkannt und seitdem zu Beleuchtungszwecken verwendet.

Die Straßen- und Hausbeleuchtung erfuhr eine Verbesserung durch die Entdeckung des Leuchtgases 1883 und durch die Erfindung des Auerglühstrumpfes 1885; einen gänzlichen Umschwung aber durch die elektrischen Glühlampen, die 1842 zuerst in Paris versuchsweise und seit 1879 endgültig aufgestellt wurden. Heute ist die Birne mit dem glühenden Lichtfaden nicht mehr fortzudenken. In ihrem ruhigen, taghellen Schein lesen wir, wie weit der Weg gewesen ist vom wärmenden und leuchtenden Holzscheit bis zu dem Lichtfaden, der über Räume, Straßen, Plätze, ja über den nächtlichen Himmel zauberhafte Helle wirft.



Der englische Schlachtkreuzer „Repulse".
Weltbild-Wagenborg-Archiv-M.

50 Jahre Museum für Deutsche Volkskunde.

Spaziergang durch die Jahrhunderte

Vom Blütenkranz zur Haarkrone. — Ofenkacheln, Rösteisen und Zinnteller als Kunstwerke.

Vor fünfzig Jahren, am 27. Oktober 1889, wurde in Berlin das „Museum für Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes" begründet, aus dem später das Staatliche Museum für Deutsche Volkskunde hervorgegangen ist.

„In dem Bauernstande allein noch ragt die Geschichte alten deutschen Volkstums leibhaftig in die moderne Welt herüber." Dieser Sinnspruch von W. H. Riehl umschreibt mit wenigen Worten die Bedeutung und den Zweck des Museums für Deutsche Volkskunde, das gegenwärtig in der Reichshauptstadt im Prinzessinenpalais Unter den Linden untergebracht ist. Die deutsche Volkskunde ist, wie man an den zur Schau gestellten Trachten, Hausgerätschaften, Schmucksachen, Webereien usw. erkennt, eine nationale Grundwissenschaft und umfaßt viele Einzelgebiete: Dichtung und Sprache, Lied und Spiel, Glaube, Brauchtum und Tanz, stammeseigentümliche Siedlung und Wohnweise, Handwerk, Hausgewerbe und Wirtschaft, ferner nicht zuletzt Sippen-, Stammes- und Rassenkunde. Es liegt eine tiefe völkische Symbolik, die größtenteils noch auf die alten Germanen zurückgeht, in den Glücks- und Segenszeichen, die auf vielen Gegenständen angebracht sind. Da ist z. B. ein ostpreußischer Brauthandschuh mit Hakenkreuz und Lebensbaum zu sehen, der seiner Trägerin eine frohe, kinderreiche Zukunft verheißt. Eine aus dem Jahre 1826 stammende Brautbettdecke aus dem Siedlungsgebiet der Pfälzer in Pennsylvanien hingegen zeigt farbigen Blüten- und Blätterschmuck als Sinnbild guter Wünsche.

Den stärksten künstlerischen Ausdruck findet die bäuerliche Gemeinschaftskultur in den urwüchsigen Formmöglichkeiten des Holzes. Bildnerei, Hausbau und Möbelbau sind Träger eines arteigenen, einheitlichen und elementaren Gestaltungswillens, der aus dem Wachstum des Baumes und seinen natürlichen Lebensgesetzen abgeleitet ist. Ein Musterbeispiel hierfür gibt die Nachbildung eines niedersächsischen Hoftores mit Lebensbäumen und Sechsstern-Ornamenten. Eine Odalsrune in der Mitte ist das Zeichen des freibäuerlichen Hofes. Vom Blütenkranz bis zur Haarkrone, vom einfachen, schwarzseidenen Feiertagskleid bis zum goldstrotzenden Flittergewand, haben sich im Laufe der Jahrhunderte die verschiedensten Braut- und Hochzeitstrachten entwickelt. Durch eine Verbindung von Kranz und Haarband entstanden besonders im südwestlichen Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert eigenartige Typen bräutlichen Kopfschmuckes: Kronen, Diademe, Schäppel sowie flache und hohe Zylinderformen. In den Schwarzwaldtälern ist aus dem versteiften, geschmückten Haarband mit einem gewaltigen Aufputz aus Glasperlen, Spiegeln und Metallflittern das pompöse „Schäppel" geworden. Im Fränkischen hingegen hat der Brautschmuck Diademform angenommen. Der Hochzeitsschmuck des Bräutigams indessen ist meist nur ein Sträußlein, das in den verschiedensten Formen an Aermel, Brust, Hut und Stock getragen wird oder auch ein großes, buntseidenes Taschentuch, das lose von der Brust herabhängt.

Brautzeit und Hochzeitsfest sind dem Bauern gewöhnlich auch ein Hauptanlaß zur Anschaffung von Schmuck. Er wird damit zum Auftraggeber des städtischen Gold- und Silberschmiedes, hält jedoch hierbei über Jahrhunderte hinweg an den altüberlieferten Sinnbildern — Kreuz, Achteck, Vierpaß und Sechsstern — fest. Mit dem „Kammerwagen", auf dem die buntkarierten Betten, Tisch und Stühle, das Spinnrad und sonstige Hausgerätschaften sowie die Wäschetruhen aufgebaut sind, fährt die Braut dann vier- oder sechsspännig ins Eheglück. Meist ist auf den Gegenständen, die in Form und Farbe die festliche Stimmung der Hochzeit offenbaren, der Namenszug der Besitzerin angebracht.

Das neue Heim wird gleichfalls nach oft jahrhundertealter Tradition eingerichtet. Ob es sich nun um einfache Ofenkacheln, Tongeschirr oder Gerätschaften aller Art aus Eisen, Kupfer, Messing oder Zinn handelt, überall erkennt man die Ehrfurcht vor dem Althergebrachten. Farbenfreudigkeit ist Trumpf, doch wird sie oft gedämpft durch den künstlerischen Sinn, der gerade aus bäuerlichem Hausgut spricht. Das Museum für Deutsche Volkskunde verfügt über unersetzliche Schätze auf diesem Gebiet. Da gibt es gedrechselte Holzkrüge aus Siebenbürgen, Kloßschüsseln aus Oberbayern, Melkbütten aus der Schweiz und sogenannte Schellenbögen aus Tirol. Henkelkörbe und Henkeltaschen aus Bayern, Kästchen in Strohklebearbeit aus dem Schwarzwald, Braunschweig und Mecklenburg sowie Arbeitskörbe und Kiepen aus Tirol, Schlesien und Oberfranken sind ebenso sehenswert. Liebhaber alter Volkskunst verweilen besonders gern vor dem Hechtspieß aus Lüneburg, dem Leuchter aus Amerland, Kesselhaken aus Hessen-Nassau oder der Fisch- und Wurströste aus Ostfriesland. Auch die alten Kuchenformen aus Bayern, die Oellampe aus Oberhessen, das Taufbecken aus Franken, der Bettwärmer und das Salzfaß aus Holstein, die Kuhglocke aus der Schweiz, das Kupferbecken mit Darstellungen aus „Reineke Fuchs" vom Niederrhein und die Weinkanne aus Siebenbürgen würden jedem bäuerlichen Haushalt oder Altertumssammler zur Zierde gereichen. Ein buntbemalter Geschirrschrank aus Siebenbürgen vom Jahre 1868, echte, alte Zinnteller mit Augsburger Zinnmarken und Hafnerware aus allen deutschen Gauen sind weitere Kostbarkeiten, die das Museum aufzuweisen hat. Wer es besucht, macht einen Spaziergang durch die Jahrhunderte und glaubt sich in die Zeit unserer Altvorderen zurückversetzt, als es noch keine Autos, keinen Rundfunk und keine Flugzeuge, dafür aber in jedem Haus Erzeugnisse der echten, alten Volkskunst gab. Ihre Erhaltung und Wiedererweckung zählt zu den dankbarsten Aufgaben aller jener Menschen, die sich an bodenständigem Kulturgut begeistern können.

Der Taubenfänger von New York

Der Rattenfänger von Hameln hat ein modernes Gegenstück erhalten: den Taubenfänger von New York. Während aber der „Kollege" aus Hameln der Vergangenheit angehört, will der Taubenfänger in Amerika seine Kunst erst in der Zukunft beweisen. Er zeigt damit, daß er sozusagen aus der Geschichte gelernt hat. David Raysby weiß, daß der Rattenfänger von Hameln um sein Erfolgshonorar betrogen werden sollte und verlangt deshalb von der New-Yorker Stadtverwaltung sein Geld im voraus. Er meint, daß er schließlich nicht, wie der Kollege in der Alten Welt, die Kinder New Yorks zusammentrommeln (oder — pfeifen) kann. David will sich der 107 New-Yorker Geschäftsleute erbarmen, die wegen der überhandnehmenden Taubenplage eine dringende Eingabe an die Stadtverwaltung gerichtet haben. Nach den Schätzungen von Sachverständigen leben nämlich in einem bestimmten Stadtbezirk rund 25 000 Tauben. Man kann sich denken, daß die Geschäftsleute dieser Gegend erbost darüber sind, daß die zahlreichen Spaziergänger die Tiere so reichlich füttern, daß sie sich immer noch vermehren. Angeregt durch die öffentliche Diskussion hat sich nun David gemeldet. Er behauptet, er könne durch ein besonderes Futter — vom Flötenspiel hält er nicht so viel — die Tauben in Fallen locken und heimbringen. Auf die Frage eines neugierigen Reporters, wo er denn die 25 000 Tauben unterbringen wolle, zuckte David allerdings nur geheimnisvoll mit den Achseln. Man solle ihm das Geld geben, dann werde man schon sehen. Leider gibt aber anscheinend die Stadt kein Geld und so wird nicht daraus. Schade.

Spiel hinter dem Vorhang

Kriminalfällen aus dem Artistenleben / von Fr. Juffum

Die Welt des Artisten ist mit einem Schimmer von Romantik, aber auch mit dem Glanz des Geheimnisvollen umgeben. Nun wissen wir, daß die schimmernde Romantik in Wirklichkeit trockene Sachlichkeit ist, und der geheimnisvolle Glanz verschwindet in dem Augenblick, da die Lampen auf der Bühne verlöschen. Trotzdem verläuft das Leben des Artisten nach eigenen Gesetzen, die anders sind als für das bürgerliche Leben. So erklärt es sich auch, daß die Zwischenfälle in seinem Leben meist mit solchen des seßhaften Bürgers wenig Aehnlichkeit haben oder, da sie sich im Grunde ja doch ähneln, durch Milieu und Umstände ein anderes Gesicht bekommen. Das gilt auch für die Kriminalfälle innerhalb der Artistenwelt. Kriminalfälle gibt es wie Sand am Meer und unter den Artisten sicherlich nicht mehr, als ihrem prozentualen Verhältnis an der Bevölkerung entspricht. Trotzdem erscheinen solche Fälle seltsamer, als man das gemeinhin gewohnt ist. In der neuen Artikelreihe berichten wir von einer Reihe solcher Fälle, die seinerzeit besonderes Aufsehen erregt haben.

Das siebente Messer

Eine Glanznummer in einem nordamerikanischen Zirkus bestand in folgendem: Ein Cowboy ritt in die Manege. Seine Partnerin wurde in der Mitte des Raumes an ein Brett gefesselt.

In gestrecktem Galopp ritt er im Kreise herum und warf aus dem Sattel heraus, mit unfehlbarer Sicherheit, vierundzwanzig Messer nach dem gefesselten Mädchen, die um Haaresbreite neben ihrem Kopf, ihren Armen und Beinen in dem Brett steckenblieben.

Die Messer sausten mit einer ungeheuren Wucht durch die Luft, das Publikum folgte mit angehaltenem Atem der Vorführung, so daß in der Stille des großen Zirkus nichts zu hören war als das Einschlagen der schweren Messer und das Splittern des Holzes.

Den Höhepunkt der Aufführung bildete eine plötzliche Wendung des Cowboys, der unvermittelt mitten in dem Werfen eines der Messer zwischen die vordersten Sitzreihen der Manege schleuderte, so daß das Publikum entsetzt aufsprang.

Schon waren zwei Clowns mit Gelächter vorgestürmt und rissen aus der vordersten Sitzreihe einen Mann vom Sitz, dem das Messer den Fuß an den Boden genagelt hatte.

Unter komischen Gliederverrenkungen machten sie sich daran, das Messer wieder herauszuziehen und schleppten den Mann, unter fortwährendem Gelächter, durch den Manegesand zum Ausgang.

Nun merkte das Publikum, das noch vor Schreck erstarrt war, daß es sich um eine Puppe handelte, die einem lebenden Menschen täuschend ähnlich sah.

Daß diese Zugnummer einem wirklichen Vorfall ihre Entstehung verdankte, weiß man heute nicht mehr.

Als sie aus der Taufe gehoben wurde, war der Cowboy für seinen ersten Messerwurf in die Zuschauermenge böse verprügelt worden.

Er hatte während seiner Vorführung ganz überraschend sein Pferd hochgerissen, so daß es sich hoch emporbäumte, und eines seiner Messer einem Mann in der vordersten Sitzreihe mit Wucht zwischen die Füße geworfen. Der Mann bückte sich entsetzt, weil er glaubte, ein zweites Messer würde ihn treffen. Die Männer, die links und rechts von ihm saßen, waren aufgefahren, hatten sich wütend auf den Cowboy gestürzt, der aus dem Sattel gesprungen war.

Zwei geistesgegenwärtige Clowns sprangen mit großem Gelächter zwischen die empörten Menschen, faßten den Mann bei den Armen und schleiften ihn, mit Hilfe des Cowboys, der ihn am Kragen packte, durch die Manege. Der Cowboy sah allerdings sehr zerschunden aus, sein Gesicht war von Faustschlägen blutüberronnen.

Der Bericht des Polizeisergeanten aus den Akten gegen die erste Gangsterbande Robertson erklärt die Handlungsweise des Cowboys und läßt erkennen, wie berechtigt sie war.

Der Bericht lautet:

Am 17. November 18 . . hatte ich mich auftragsgemäß in den Zirkus begeben, weil der Sheriff A. wiederholt Drohbriefe erhalten hatte und seines Lebens nicht mehr sicher war.

Wegen einer Schmuggelgeschichte war Robertson, das Haupt einer großen Bande, festgenommen worden, und jeglicher Versuch, ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen, war an dem energischen Auftreten des Sheriff A. gescheitert.

Nachdem die Außerhaftlassung gegen Stellung einer großen Kaution nicht gelungen war, hatten unlautere Elemente versucht, den Sheriff auf alle mögliche Art zu bestechen.

Diesen Bestechungsversuchen war der Sheriff energisch entgegengetreten. Ja, er hatte gegen einen seiner guten Bekannten, der es hierbei etwas zu grob getrieben hatte, ein Strafverfahren wegen Bestechung eingeleitet.

Die Verbrecher wollten ihren Willen gegen den Staat durchsetzen und beschlossen, dem Sheriff einen Denkzettel zu geben.

Zunächst hatten sie es mit Drohbriefen versucht, dann waren sie zu schwerem Geschütz übergegangen. Sie hatten ihn eines Abends, als er von seinem Amt nach Hause ging, auf offener Straße angefallen und ihm eine Kugel durch den Hut gefeuert, wobei es ungewiß blieb, ob es lediglich eine Drohung sein sollte, oder ob die Kugel nur schlecht gezielt gewesen war.

Seit jener Zeit hatte mich das Departement beauftragt, den Schutz des Sheriff A. zu übernehmen, während mein Kollege Nachforschungen nach den Hintermännern anstellen sollte.

Am 17. November hatte ich mich, eine halbe Stunde vor Eröffnung der Vorstellung, bereits in den Zirkus begeben und mir einen geeigneten Platz ausgesucht.

Ich hatte diesen Platz so gewählt, daß ich die Schausteller beobachten konnte, den Sheriff A. im Auge behielt und zugleich einen guten Ueberblick über die Zuschauer hatte.

Von der zehnten Reihe aus konnte ich unauffällig all das beobachten, was sich später abgespielt hat.

Geistesgegenwart rettet den Sheriff

Bis zu dem Cowboyakt ging die Vorstellung ruhig vonstatten. Es war auch an den Schaustellungen nichts besonders Aufregendes, was die Aufmerksamkeit der Besucher so sehr gefesselt hätte, daß unbemerkt ein Attentat hätte geschehen können.

Die Cowboynummer aber brachte das Publikum außer Rand und Band.

Beim siebenten Messerwurf schien den Cowboy etwas zu beunruhigen. Plötzlich riß er sein Pferd hoch, und sein Messer flog in eine andere Richtung, mitten in die Zuschauermenge hinein.

Wäre das Messer in die entgegengesetzte Richtung geflogen, so hätte ich den Cowboy durch einen Schuß meiner entsicherten Waffe sofort erschossen, weil ich dann annehmen mußte, daß er mit den Leuten um Robertson gemeinsame Sache machte.

So mußte ich aber feststellen, daß dieser Schausteller die Situation genauestens erkannte und durch sein rasches Handeln großes Unheil verhütet hatte.

Ich muß besonders hervorheben, daß ohne den Cowboy und diese Schaunummer der Sheriff heute nicht mehr leben würde.

Bei der Vernehmung hat mir der Cowboy geschildert, daß ihm in der vordersten Reihe einige Personen aufgefallen waren, die, im Gegensatz zu den übrigen Besuchern, keinen Anteil an seinen Leistungen nahmen.

Wie es bei allen Schaustellern und Künstlern ist, beunruhigen solche Teilnahmslosigkeit oder Mißfallensäußerungen den Artisten außerordentlich. Deshalb habe er die Leute ständig weiterhin beobachtet und bemerkt, daß einer dieser Männer seinen Hut abnahm, ihn zwischen seine Füße auf den Fußboden stellte, in die Tasche griff und einen Revolver herausnahm.

Der Cowboy hatte angenommen, daß eine Störung seiner Schaunummer beabsichtigt war. Als der Mann den Revolver langsam hochnahm, habe er blitzschnell eines der Messer diesem Subjekt zwischen die Füße geworfen, so daß es den Hut durchbohrte.

Sofort sei er aus dem Sattel gesprungen, habe sich mit zwei Clowns auf diesen Mann gestürzt und ihn trotz des Widerstandes der Umsitzenden festgenommen.

Von dem Publikum war der Vorfall zunächst mit einigem Entsetzen beobachtet worden, aber als die Musik sofort mit Macht einsetzte, raste das Publikum auf den Plätzen und in den Rängen, weil es über die Geschicklichkeit des Cowboys erstaunt und mit der robusten Art seines Vorgehens einverstanden war. Allgemein faßte man den Zwischenfall als Bestandteil des Programms auf.“

Mit dem zweiten Mitglied der Bande wurden zugleich noch weitere drei Banditen festgenommen. Es wurde auch bekannt, wer sonst noch zu diesen Schmugglern gehörte, aber es gelang nicht, alle diese Leute dingfest zu machen.

Als am 18. November desselben Jahres die nächste Vorstellung stattfand und der Zirkus so überfüllt war, daß die Zuschauer auch in den Gängen standen, erhob sich ein ohrenbetäubender Lärm, als der Cowboy seine Schaustellung beendet hatte.

Die Direktion war ratlos, und nun stellte es sich heraus, daß ein großer Teil des Publikums nur gekommen war, um den Messerwurf ins Parkett zu erleben.

Vom nächsten Abend ab war dieser Messerwurf ein Bestandteil des Programms.

Der Zauberer aus Moskau

Wenn auch der Glanz des Zarenhofes die eigentliche Gesellschaft in Petersburg beherrschte, so gab es doch auch eine Schicht, in der führende Geschäftsleute den Ton angaben, die, manchmal auf skrupellose Weise, große Vermögen zusammengescharrt hatten.

Einer von diesen russischen Geschäftemachern war Michael Michaelowitsch. Ueber seine Geschäfte während des Russisch-Japanischen Krieges liefen allerlei üble Gerüchte um.

Zu einer Untersuchung war es nicht gekommen, er mußte eine Reihe von einflußreichen Gönnern an hohen Stellen haben. Er trieb einen umfangreichen Holzhandel, und nach der Jahrhundertwende war sein Vermögen so angewachsen, daß er einen Teil davon in riesigem Waldbesitz in Uralsk anlegen konnte.

Mit dem ungeheuer vermehrten Reichtum wuchs auch der Ehrgeiz der Frau des Holzhändlers und ihrer Töchter, die in der Gesellschaft Fuß zu fassen versuchten und durch ihren großen Aufwand eine gewisse Berühmtheit erlangten.

In der Wintersaison 1912 erlitt allerdings die Familie Michaelowitsch eine traurige Schlappe, die sie für die Saison von Petersburg unmöglich machte.

Es fing an bei einem großen Ball. Der Holzhändler hatte nicht nur für ein Galadiner gesorgt und für eine zwölfköpfige Musikkapelle, sondern er hatte auch noch durch einen Agenten ein paar Varieténummern aufgetrieben: die typische Vorkriegschansonette, ein paar Tänzerinnen und ein paar Zauberkünstler.

Wenn auch ein Teil der geladenen Gäste sich über das Gepränge dieses Emporkömmlings lustig machte, so waren doch die meisten überrascht von der übertriebenen kostspieligen Aufmachung.

Gegen Mitternacht trat der Zauberkünstler Alkabar auf, der in Moskau große Erfolge gefeiert und, wie der Hausherr jedem ins Ohr flüsterte, sich gegen ein fürstliches Honorar bereit erklärt hatte, nach Petersburg zu kommen, um eigens bei diesem Fest aufzutreten. Seine Tricks verblüfften alle.

Er setzte seinen Leistungen die Krone auf, als er durch die Reihe der geladenen Gäste schritt und mit jedem eine Wette einging, daß er sich während eines Gesprächs irgendeines Gegenstandes unbemerkt bemächtigen würde.

Sein Gehilfe ging in einem Meter Abstand hinter ihm und trug einen großen, mit Samt ausgeschlagenen Kasten, den er manchmal öffnete, um den Leuten zu zeigen, daß der Kasten vollkommen leer war.

Das Licht erlosch

Der Zauberkünstler behauptete, wenn er die Gesellschaft passiert hätte, würde der Kasten mit den Gegenständen gefüllt sein, die er den Geladenen heimlich abgenommen hätte.

Der Saal, in dem die Vorstellung stattfand, war ein längliches Rechteck von ungefähr dreißig Meter Länge. Das Podium war am Ende des Saales, links und rechts an den Wänden waren große Fenster, und der Haupteingang befand sich am vorderen Teil, abgeschlossen durch eine riesige, schwere Eichentür.

Als der Zauberkünstler diese große Tür erreicht hatte, gab er mit lauter Stimme seinem Gehilfen den Auftrag, den samtbeschlagenen Kasten auf das Podium zu bringen, einige Minuten zu warten und ihn dann oben zu öffnen. Er würde von der Tür aus alle Gegenstände in den Kasten hineinzaubern.

Dabei schwenkte er einen großen, mit schwarzem Wachstuch überzogenen Beutel vielversprechend hin und her. Man hörte deutlich in der Stille ein metallisches Klirren in dem Beutel.

Die Gäste, neugierig und mißtrauisch zugleich, sahen gespannt dem Gehilfen zu, wie er zum Podium schritt. Gerade, als der Gehilfe das Podium erreicht und die Treppe hinaufsteigen wollte, erlosch ganz plötzlich die Beleuchtung. Man hörte nur, wie der Gehilfe polternd auf das Podium stürzte.

Alles lachte durcheinander. Einigen, die am Eingang standen, gelang es, sich zum Lichtschalter durchzuarbeiten, und nach einigen Minuten der Verwirrung flammte plötzlich die Beleuchtung wieder auf.

Ein Teil der Gäste, die angetrunken waren, schrie: „Kasten aufmachen, Kasten aufmachen!“

Der Gehilfe weigerte sich, und dabei entdeckte man plötzlich, daß der Zauberkünstler sich gar nicht mehr im Saal befand.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frau zaubert.

Daß eine Frau bezaubert, ist keine Seltenheit, daß sie aber auf der Bühne des Varietés steht und hier die schwierigsten Tricks vorführt, gehört nicht zu den Alltäglichkeiten. Valeria ist in der letzten Zeit auf den größten Bühnen aufgetreten und hat das Publikum mit ihren Tricks in Verblüffung gesetzt. Sie übertrifft viele der männlichen Künstler, vor allem begnügt sie sich keineswegs, eine Person auf der Bühne erscheinen und verschwinden zu lassen, sondern es sind gleich mehrere.

Aufnahme: Wintergarten-Berlin (M.).

Lies Dein Heimatblatt, die Brockauer Zeitung

Bestellungen werden in der Geschäftsstelle und von den Zeitungsboten jederzeit entgegengenommen.

Unser neuer Roman!

Während sich der Tropenarzt Dr. Holand auf einer Forschungsreise im brasilianischen Urwald befindet, arbeitet seine Verlobte Vera Liebich auf einer einsamen Nordsee-Insel in einem Laboratorium zur Erforschung des Gelbfiebers. In der Einsamkeit und Abgeschlossenheit dieses Insellebens wird Raimund Haager, ein junger Arzt, ihr zur Gefahr. Sie beginnt an der Liebe ihres Verlobten zu zweifeln, das leidenschaftliche Gefühl, das Raimund ihr entgegenbringt, nimmt sie unwillkürlich gefangen. Als sie beide, von malaria-infizierten Moskitos gestochen, in größter Lebensgefahr schweben, finden sie zueinander und Vera verspricht Raimund, ihre Verlobung zu lösen. — Wird Vera zu Holand zurückfinden, oder wird sie ihr Versprechen Raimund Haager gegenüber einlösen? Wird die furchtbare Krankheit zum Ausbruch kommen, oder geht die Gefahr vorüber? — Das ist die Frage, die der spannende Roman stellt und auch beantwortet.

* **[Die Mütterberatungsstunde]** findet am Sonnabend nicht in der Turnhalle Hauptstraße, sondern im katholischen Vereinshause statt.

* **[Verdunkelung immer wieder nachprüfen!]** Jeder Haushaltungsvorstand muß sich von Zeit zu Zeit vergewissern, ob die Verdunkelung seiner Wohnung noch klappt. Was vor einer Woche in Ordnung war, braucht jetzt nicht mehr zu sein. Insbesondere muß bei Verwendung von Verdunkelungspapier aufgepaßt werden und auch bei Fensterläden, die am Tage nach außen aufgeklappt werden und daher dem Regen und dem Wind ausgesetzt sind. Jeder Haushaltungsvorstand muß beachten, daß jetzt wesentlich früher verdunkelt werden muß als Anfang oder Mitte September. „Lieber zu früh als zu spät!" muß die Parole sein. Die Ladenbesitzer müssen — soweit es noch nicht geschehen ist — jetzt für die Schaffung von Lichtschleusen sorgen. Wer noch immer nicht weiß, wie er es machen soll, lasse sich vom Reichsluftschutzbund beraten.

Verordnung zur Vereinfachung des Fürsorgerechts. Auf Vorschlag des Reichsministers des Innern hat der Ministerrat für die Reichsverteidigung eine Verordnung zur Vereinfachung des Fürsorgerechts erlassen. Die Verordnung beseitigt für die sogenannten Fürsorgestreitsachen (Streitigkeiten zwischen Fürsorgeverbänden über die öffentliche Fürsorge für Hilfsbedürftige) das verwaltungsgerichtliche Verfahren. Damit wird das Bundesamt für das Heimatwesen aufgelöst. An Stelle der Verwaltungsgerichte entscheiden die Aufsichtsbehörden der Fürsorgeverbände. Bei grundsätzlicher Bedeutung oder besonderen Umständen des Einzelfalles ist die Beschwerde an den Reichsminister des Innern vorgesehen, der im Einvernehmen mit dem Reichsarbeitsminister entscheidet. Die sogenannte Bagatellgrenze (Fortfall des Ersatzanspruchs zwischen Fürsorgeverbänden) wird von 10 auf 50 RM. erhöht. Bei der Aufstellung von Richtlinien und Richtsätzen sowie im Einspruchsverfahren entfällt die Anhörung von Beiräten. Die Gerichte sind künftig an die Entscheidungen der Fürsorgeverbände im Einspruchs- und Beschwerdeverfahren gebunden. — Die Verordnung bedeutet eine wesentliche Entlastung der Fürsorgeverbände von formalen Dienstgeschäften. Die hierdurch frei gewordene Zeit wird der Betreuung der hilfsbedürftigen Volksgenossen zugute kommen.

Kriegswirtschaft und Unfallverhütung. Zur wirksamen Unterstreichung des Mahnrufs, daß die Erhaltung der Arbeitskraft Stärkung der Wehrkraft bedeutet, hat der Reichsverband der gewerblichen Berufsgenossenschaften neue Unfallverhütungsbilder herausgegeben, die den Gefolgschaftsmitgliedern die Notwendigkeit unfallsicheren Arbeitens gerade im Kriege vor Augen führen. Die Berufsgenossenschaften geben diese Bilder an ihre Mitgliedsbetriebe kostenlos oder gegen geringes Entgelt zum Aushang in den Betrieben ab. Die Schlagzeilen dieser Bilder erinnern die Soldaten der Wirtschaft täglich daran, daß sie Mitkämpfer sind und der Ausfall ihrer Arbeitskraft Schwächung der Front bedeutet.

Nur einwandfreie Eier für den Verbraucher. Die Hauptvereinigung der deutschen Eierwirtschaft hat eine Anordnung über die Güteprüfung und den Ersatz des Ausfalls bei Eiern erlassen, durch die sichergestellt wird, daß nur einwandfreie Eier in die Hände der Verbraucher gelangen. Nach der Anordnung sind unter anderem die Verteilungsstellen verpflichtet, alle Eier vor Abgabe an den Verbraucher zu durchleuchten. Erweist sich die an den Verbraucher gelieferte Ware trotz Durchleuchtung als genußuntauglich, so hat die Verteilungsstelle diese zu ersetzen. Beim Ersatz des rechtzeitig nachgewiesenen Ausfalls ist unabhängig von der geldlichen Vergütung den Käufern die entsprechende Menge einwandfreier Ware nachzuliefern.

Passierscheine zur Einreise ins besetzte Gebiet. Es wird erneut darauf hingewiesen, daß Passierscheine zur Einreise aus dem Reichsgebiet in das besetzte — ehemals polnische — Gebiet ausschließlich von der Passierscheinhauptstelle des Oberkommandos des Heeres, Berlin, Bendlerstraße 39, von den Passierscheinbearbeitern bei den Standortkommandanten in Stolp, Schneidemühl, Frankfurt an der Oder, Gleiwitz und Danzig ausgestellt werden.

Eingetragene Hausgewerbetreibende versicherungspflichtig. Das Reichsversicherungsamt hat in einem Bescheid seine Auffassung dahin bekundet, daß Hausgewerbetreibende, die in die Handwerksrolle eingetragen sind, vom 1. Januar 1939 ab nach dem Gesetz über die Altersversorgung für das Handwerk versicherungspflichtig sind und daß Versicherungspflicht in der Invalidenversicherung daneben nicht besteht.

Innungs- und Handwerkskammerbeiträge. Der Reichsstand des deutschen Handwerks hat klargestellt, daß bei Stillegung eines Handwerksbetriebes infolge der Einberufung des Meisters für die Dauer des Wehrdienstes die Beitragspflicht zur Innung entfällt. Wird der Betrieb von der Frau des Meisters weitergeführt, so sind die Beiträge zur Innung zu leisten. In besonderen Fällen kann der Obermeister eine Ermäßigung des Innungsbeitrages eintreten lassen. Die Beiträge zur Handwerkskammer sind auch in Fällen der Einberufung oder Dienstverpflichtung des Betriebsinhabers grundsätzlich zu zahlen. Ruht der Betrieb und erscheint die Beitragsleistung nicht zumutbar, so können die Beiträge auf Antrag gestundet werden.

Zu Weihnachten weitere Verleihungen des Ehrenkreuzes der deutschen Mutter. Da bei der Verleihungsaktion des Ehrenkreuzes der deutschen Mutter am 1. Oktober die in Frage kommenden Mütter noch nicht alle erfaßt werden konnten, hat der Führer angeordnet, daß das Verleihungsverfahren unverzüglich mit größter Beschleunigung weitergeführt wird. Wie der Reichsinnenminister in einem Erlaß mitteilt, soll möglichst erreicht werden, daß ein großer Teil der in Frage kommenden Mütter, vor allem sämtliche Mütter über 50 Jahre, bis Weihnachten in Besitz des Ehrenkreuzes sind. Ein etwa verbleibender Rest an Anträgen muß unbedingt bis zum Muttertag 1940 aufgearbeitet sein.

Vertragstreue muß gewahrt werden. Der Leiter der Reichswirtschaftskammer hat einen Aufruf an die Wirtschaft erlassen, der auch in Kriegszeiten die unbedingte Wahrung und Beachtung des Grundsatzes der Vertragstreue als Voraussetzung für einen geordneten Ablauf des wirtschaftlichen Geschehens fordert. Geschlossene Verträge jeder Art seien mit peinlichster Genauigkeit zu erfüllen. Niemand dürfe versuchen, sich unter Berufung auf die Veränderung der Verhältnisse und die für ihn eingetretenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Erfüllung seiner Verpflichtungen zu entziehen. Die Verbundenheit zwischen Lieferant und Abnehmer zu einer Vertragsgemeinschaft müsse sich dadurch bewähren, daß der Lieferant jegliche Verschlechterung der Zahlungs- und Lieferungsbedingungen, die schon nach der Preisstoppverordnung unzulässig sei, vermeidet und den Umstellungsschwierigkeiten seiner Kunden Rechnung trägt, daß aber andererseits der Abnehmer nicht versuche, die kriegswirtschaftlichen Verhältnisse als Vorwand für die Nichterfüllung von Verpflichtungen zu benutzen.

Das Studium im Kriege. Auf einer in Stuttgart abgehaltenen Tagung der Studentenführer der arbeitenden Hochschulen betonte Reichsstudentenführer Dr. Scheel, daß die deutsche Wissenschaft heute besonders große Arbeits- und Entfaltungsmöglichkeiten habe und an wichtigen staatspolitischen Problemen entscheidend mitarbeiten müsse. Durch erhöhte Konzentration müsse die Schlagkraft gesteigert werden. Der Amtsleiter für Wissenschaft und Facherziehung, Dr. Kubach, bezeichnete die Einführung des Trimesters als notwendig. Das Langemarckstudium und die Auslesejahre sollen nach Möglichkeit auch in der Kriegszeit durchgeführt, für das Reichsstudentenwerk und die Studienförderung die vorhandenen Mittel auf die Techniker, Mediziner, Naturwissenschaftler und Lehrer konzentriert und durch mannschaftsmäßige Zusammenfassung aller Mitglieder der Reichsförderung der Grundsatz der Auslese und Leistung stärker herausgestellt werden. Erst vom vierten Semester ab ist die endgültige Aufnahme in die Reichsförderung möglich.

Erhaltung der Anwartschaften trotz Beitragsfreiheit. Der Generalbevollmächtigte für die Wirtschaft hat eine Verordnung über die Rentenversicherung der Arbeiter und Angestellten sowie die knappschaftliche Pensionsversicherung während des besonderen Einsatzes der Wehrmacht erlassen. Darin wird klargestellt, daß sämtliche Bezüge, die Angehörige der Wehrmacht während des jetzigen besonderen Einsatzes erhalten, nicht Entgelt im Sinne der Reichsversicherungsordnung sind. Für die sind daher keine Beträge zu entrichten. Das gilt insbesondere für etwaige Zahlungen, die einem einberufenen Gefolgschaftsmitglied von dem Unternehmer gewährt werden. Die Zeiten des besonderen Einsatzes der Wehrmacht werden für die Erfüllung der Wartezeit angerechnet und erhalten die Anwartschaft. Diese Ersatzzeiten stehen Pflichtbeiträgen gleich. Den Versicherten werden nach Eintritt des Versicherungsfalles für die Zeit des besonderen Einsatzes aus Mitteln des Reichs Steigerungsbeträge gewährt, deren Höhe später festgesetzt wird. Sind für diese Zeit Beiträge entrichtet worden, so werden für sie außerdem Steigerungsbeträge gewährt.

Stückgüter mit voller Anschrift versehen! Während des Krieges ist es für die reibungslose Abwicklung des Eisenbahnverkehrs unerläßlich, daß die bei der Eisenbahn aufgegebenen Stückgüter wirksam gegen Verwechslungen geschützt werden. Es wird deshalb den Verfrachtern in ihrem eigenen Interesse dringend geraten, Stückgüter nicht nur mit dem Namen des Versand- und Bestimmungsbahnhofs sowie mit Zeichen und Nummer, sondern auch mit der vollen Anschrift des Versenders und Empfängers zu versehen. Es empfiehlt sich, außerdem — soweit möglich — Zettel mit der Angabe der Anschrift des Empfängers und Versenders auch in die Packstücke einzulegen.

Bessere Lebensmittelzuteilung

Mehr Butter. — Zucker zum Einmachen. — Rationen auf den Teilabschnitten aufgedruckt

Die deutsche Versorgungslage gestattet es bei der Durchführung des Kartensystems für Lebensmittel für die Zeit vom 23. Oktober bis zum 19. November 1939 eine Reihe von Verbesserungen durchzuführen. Die wichtigsten Aenderungen seien hier kurz zusammengestellt.

Kinder erhalten mehr Butter.

Die Monatsration an Butter für Kinder bis zu sechs Jahren ist von 320 Gramm auf 450 Gramm erhöht worden. Außerdem erhalten Kinder bis zu sechs Jahren zweimal je 125 Gramm Kunsthonig, der einmal in der Zeit vom 23. Oktober bis 19. November und ein zweites Mal vom 20. November bis zum 18. Dezember 1939 zugeteilt wird, und zwar auf Einzelabschnitt F 3 der Reichsfettkarte.

Kinder von sechs bis vierzehn Jahren bekommen über die im übrigen unverändert gebliebene Ration hinaus noch für je zwei Wochen 100 Gramm Marmelade sowie für die Zeit vom 23. Oktober bis 19. November und vom 20. November bis 18. Dezember je 125 Gramm Kunsthonig. Kunsthonig gibt es auf Abschnitt F 3, die Marmelade auf die hierfür vorgesehenen Einzelabschnitte.

Zucker zum Einmachen.

Um den Wünschen der Hausfrauen entgegenzukommen, mehr Zucker für die Zwecke des Einmachens bereitzustellen, ist angeordnet worden, daß auf die Reichskarte für Marmelade und Zucker an Stelle von 400 Gramm Marmelade in vier Wochen 160 Gramm Zucker bezogen werden können.

Mehr Butter statt Margarine.

Die Wochenrationen an Fett sind neu festgesetzt worden. Die wesentliche Aenderung besteht darin, daß an Stelle von Margarine mehr Butter zur Verfügung gestellt wird.

Die Butterration beträgt für sämtliche Verbrauchergruppen 112,50 Gramm. An Margarine oder entsprechenden Fetten bekommt künftig der Normalverbraucher 93,75 Gramm, der Schwerarbeiter 156,25 Gramm der Schwerstarbeiter 218,75 Gramm und Kinder von sechs bis vierzehn Jahren 93,75 Gramm. Dazu kommen für den Normalverbraucher 62,50 Gramm Schweineschmalz oder Speck oder Talg, für Schwerarbeiter 125 Gramm, Schwerstarbeiter 408,75 Gramm. Wie üblich werden ferner 62,5 Gramm Käse oder 125 Gramm Quark an alle Verbrauchergruppen ausgegeben.

Statt Lebensmittelkarte jetzt Nährmittelkarte.

Die „Lebensmittelkarte" ist in „Nährmittelkarte" umgetauft worden. Auf ihre Abschnitte 1—10 gibt es vom 23. Oktober bis 19. November je 25 Gramm Nährmittel, ebenso auf die Abschnitte 17 bis 26 in der Zeit vom 6. November bis 19. November. Auf 11, 12, 27 und 28 bekommt der Verbraucher in der Zeit vom 23. Oktober bis 19. November je 25 Gramm Sago, Kartoffelstärkemehl usw.

Wie erfolgt die Kaffeezuteilung?

Kaffee-Ersatz oder -Zusatzmittel werden auf die Nährmittelkarte in folgender Form zugeteilt: 125 Gramm auf 13 vom 23. Oktober bis 19. November, 25 Gramm auf 14 in der gleichen Zeit, je 125 Gramm auf 29 vom 30. Oktober bis 19. November und auf 30 vom 6. November bis 19. November.

Die Menge ist aufgedruckt.

Vom Verbraucher wird dankbar begrüßt werden, daß in Zukunft die einzelnen Mengen, die auf die Teilabschnitte bezogen werden können, aufgedruckt sind. Nur bei der „Nährmittelkarte" (also der bisherigen Lebensmittelkarte) wird von einem solchen Aufdruck abgesehen, weil die Arten und Mengen der Lebensmittel von Fall zu Fall, entweder für das ganze Reichsgebiet oder je nach der Versorgungslage getrennt für die Bezirke der Ernährungsämter bekanntgegeben werden.

Ferner ist zu beachten, daß auf der Reichsfleischkarte für Kinder bis zu sechs Jahren vier weitere Abschnitte mit den Ziffern 1—4 erscheinen, auf die jedoch Zuteilungen noch vorbehalten bleiben. Auch bei den Reichsfettkarten für Kinder bis zu sechs Jahren und für Kinder bis zu vierzehn Jahren sind vier neue Einzelabschnitte F 1—F 4 erschienen, von denen F 1 und F 2 für Kinder von sechs bis vierzehn Jahren zum Bezug von 100 Gramm Marmelade berechtigen. Auf die übrigen Abschnitte bleiben Zuteilungen vorbehalten.

Die Reichskarte für Marmelade und Zucker enthält den Hinweis, daß der Verbraucher entweder 400 Gramm Marmelade oder 160 Gramm Zucker nach seiner Wahl beziehen kann und dementsprechend entweder den Bestellschein 1 für Marmelade oder den Bestellschein 2 für Zucker abzugeben hat. Bestellschein 3 dient für den Bezug von 1000 Gramm Zucker auf die Zuckerabschnitte.

Kinder bis zu ...

Schließlich sei noch klargestellt, daß unter dem Begriff „Kinder bis zu sechs Jahren" Kinder bis zum vollendeten sechsten Lebensjahr zu verstehen sind. Das gleiche gilt für Kinder bis zu vierzehn Jahren. Ein Beispiel: ein sechseinhalbjähriges Kind gehört in die Gruppe der Kinder von sechs bis vierzehn Jahren.

Wäre das nicht etwas für Sie?

Natürlich — und außerdem winken ja auch zahlreiche andere große, mittlere und kleinere Gewinne.

Über 100 Millionen Reichsmark

werden ausgespielt. Im günstigsten Falle (§ 2, III der amtlichen Spielbedingungen) gewinnen Sie 3 Millionen Mark. Insgesamt verteilen sich 480000 Gewinne und 3 Prämien im Gesamtbetrage von RM 102899760.— in 5 Klassen auf 1200000 Lose. Alle Gewinne sind einkommensteuerfrei. Die Ziehung zur ersten Klasse beginnt am 7. Nov. 1939. Verlangen Sie deshalb Ihr Los und den amtlichen Gewinnplan bei der nächsten Staatlichen Lotterie-Einnahme. Nur RM 3.— kostet ein Achtellos, nur RM 6.— ein Viertellos je Klasse. Denken Sie aber daran:

Nur rechtzeitig vor Ziehung bezahlte Lose begründen Gewinnanspruch.

2. Deutsche Reichslotterie

Größte Gewinne

Erste Klasse		Zweite Klasse		Fünfte Klasse
3 à 100000	300000	3 à 100000	300000	3.500000 1½ Millionen
3 à 50000	150000	3 à 50000	150000	
3 à 25000	75000	3 à 25000	75000	3.500000 1½ Millionen
6 à 10000	60000	6 à 10000	60000	3.300000 900000
12 à 5000	60000	12 à 5000	60000	3.200000 600000
15 à 4000	60000	15 à 4000	60000	6.100000 600000
30 à 3000	90000	30 à 3000	90000	12.50000 600000
45 à 2000	90000	45 à 2000	90000	15.40000 600000
90 à 1000	90000	90 à 1000	90000	21.30000 630000
Dritte Klasse		**Vierte Klasse**		39.20000 780000
3 à 100000	300000	3 à 100000	300000	150 à 10000 1500000
3 à 50000	150000	3 à 50000	150000	330 à 5000 1650000
3 à 25000	75000	3 à 25000	75000	420 à 4000 1680000
6 à 10000	60000	6 à 10000	60000	900 à 3000 2700000
12 à 5000	60000	12 à 5000	60000	1800 à 2000 3600000
15 à 4000	60000	15 à 4000	60000	5100 à 1000 5100000
30 à 3000	90000	30 à 3000	90000	12000 à 500 6000000
45 à 2000	90000	45 à 2000	90000	24000 à 300 7200000
90 à 1000	90000	90 à 1000	90000	315198 à 150 47279700

¼ Los RM 3.-

2. Deutsche Reichslotterie

Triumphaler Empfang

Jubel um die U-Boothelden von Scapa Flow

Von einer begeisterten Menschenmenge stürmisch gefeiert, traf am Mittwochvormittag die heldenmütige Besatzung des siegreichen deutschen U-Bootes von Scapa Flow mit ihrem Kommandanten, Kapitänleutnant Prien, an der Spitze auf dem Flughafen Tempelhof ein, um dann unter dem Jubel der Berliner Bevölkerung, die sich zu ungezählten Tausenden auf den Anfahrtstraßen bis zum Hotel Kaiserhof eingefunden hatte, ihren Einzug in die Reichshauptstadt zu halten.

Zum Empfang der tapferen Besatzung, die auf Einladung des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht nach Berlin gekommen ist, waren mit dem Chef des U-Boot-Amts im Oberkommando der Kriegsmarine, Kapitän zur See Siemens, auf dem Flughafen zahlreiche hohe Offiziere sowie eine Abordnung der Kameradschaft der U-Boot-Fahrer in Berlin erschienen.

Kurz nach 11 Uhr setzte die Maschine des Führers, die viermotorige „Grenzmark", auf dem Rollfeld auf, und in kurzen Abständen folgten die zwei weiteren Maschinen mit den übrigen Mitgliedern der U-Boot-Besatzung. Im gleichen Augenblick waren alle drei Flugzeuge von den begeisterten Menschen dicht umringt. Als erster entstieg Kapitänleutnant Prien, mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse geschmückt, der Maschine und erstattete in knapper soldatischer Weise Meldung.

Der erste Willkommensgruß

Kapitän zur See Siemens hieß nunmehr die tapferen Männer namens des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine und aller Soldaten der Marine im Standort Berlin herzlich willkommen. „Wir sind froh und tief bewegt", so sagte er u. a., „Sie für einige Stunden unter uns zu wissen und Ihnen sowie Ihrem hervorragenden Kommandanten Auge in Auge gegenüberzustehen. Mit Ihrer mutigen Tat, die von einem so unerhörten Erfolg gekrönt wurde, haben Sie nicht nur die ganze Welt in Erstaunen gesetzt, sondern auch denen, die es traf, einen heillosen Schrecken und einen gewaltigen Respekt eingeflößt. Sie haben damit die unvergeßlichen U-Boot-Taten des Weltkrieges um ein neues Ruhmesblatt vermehrt und den Namen Ihres U-Bootes und Ihren eigenen Namen in die Geschichte des Seekrieges eingeschrieben. Sie haben erneut bewiesen, daß bei der Erringung soldatischer Waffenerfolge nicht die Zahl und die Größe militärischer Ausrüstung ausschlaggebend ist, sondern der unbeugsame Wille zur Tat." Dann schritt Kapitän Siemens die Front ab und begrüßte jeden einzelnen durch Handschlag.

Spontan brachte die versammelte Menge ein dreifaches Sieg-Heil auf die heldenmütige Besatzung aus, das von dieser als Ausdruck des Dankes für den festlichen Empfang erwidert wurde.

Anschließend ging es in langer Wagenkolonne unter dem stürmischen Jubel, der den Flugplatz und die Anfahrtsstraßen dicht umlagernden Berliner Bevölkerung zum Hotel Kaiserhof. Es war ein Empfang, wie sich ihn die mutige Besatzung nicht schöner und herrlicher hätte denken können, ein Empfang, der sich zu einem wahren Triumphzug gestaltete.

Bereits um ½11 Uhr wogte vor dem Hotel ein einziges Menschenmeer, und immer wieder zogen die Berliner in großen Scharen heran, um den heldenhaften Brüdern ihren Dank und den Stolz über ihre Leistung zum Ausdruck zu bringen. Viele Betriebe verlegten ihre von vornherein verlängerten Mittagspausen um eine Stunde, so daß sich die Gefolgschaften geschlossen in Marsch setzen konnten. Jedes Fenster an der gegenüberliegenden Häuserfront, die Dächer, jedes verfügbare erhöhte Plätzchen war zehnfach besetzt, und zufällig vorgefahrene Postpaketwagen wurden gestürmt und von 20 bis 30 Personen besetzt gehalten, so daß den Fahrern nichts anderes übrig blieb, als ihre Weiterfahrt bis auf weiteres zu verschieben.

Als um ¾12 Uhr der erste offene Wagen mit dem Bootskommandanten sichtbar wird, schlägt ihm eine Welle begeisterten Jubels entgegen, und mit derselben Freude werden auch die folgenden Wagen mit der Mannschaft begrüßt. Im Hotel empfängt die über und über mit Blumen geschmückten U-Boot-Helden ein BDM.-Mädchen und überreicht dem Kommandanten einen schlichten Herbstblumenstrauß. Auch hier werden die Matrosen mit ihren Offizieren herzlichst begrüßt.

Marsch zur Reichskanzlei

Inzwischen hat die Mannschaft vor dem Hotel in Marschverband Aufstellung genommen. Nun kennt die Begeisterung der Berliner keine Grenzen mehr. Obwohl eine starke Hundertschaft der Polizei zur Absperrung aufmarschiert war, reichte ihre Kraft nicht aus, um dem Ansturm der Begeisterten sich entgegenzustemmen. Ihre Kette wird durchbrochen und im Nu sind die Matrosen von der jubelnden Menschenmenge umdrängt. Nur langsam gewinnt die Polizei wieder Boden und verschafft den angetretenen Matrosen Platz. Als kurz darauf der Kommandant, Kapitänleutnant Prien, im Hoteleingang sichtbar wird, stürzen wieder die Berliner vor und nur mit Mühe kann sich Kapitänleutnant Prien den Weg zu seiner Mannschaft bahnen.

Die scharfen Kommandos gehen beinahe unter in den Heilrufen, als sich die U-Boot-Besatzung, an ihrer Spitze der Kapitänleutnant, in Marsch setzt, um nach der Reichskanzlei zu marschieren. Langsam öffnet sich das große Portal zur Neuen Reichskanzlei, und unter dem Jubel der Zurückgebliebenen marschiert die tapfere U-Boot-Besatzung in den Ehrenhof ein, wo sie nachher vom Führer empfangen wird.

Englands Vorherrschaft ist gebrochen

Die Welt bewundert den Kampfgeist der deutschen U-Boote und der Luftwaffe.

Der tollkühne Vorstoß eines deutschen U-Bootes in die Bucht von Scapa Flow und die erfolgreichen deutschen Luftangriffe auf diese Bucht sowie auf den Firth of Forth beschäftigen weiterhin die Presse der gesamten Welt in großer Ausführlichkeit. Die Sowjetpresse veröffentlichte die deutschen Mitteilungen an hervorragendr Stelle. Stärkstes Interesse bekundete auch Italien, dessen Zeitungen in den deutschen Erfolgen einen Beweis dafür erblicken, daß die deutsche Flotte trotz der zahlenmäßigen Ueberlegenheit der britischen Marine in der Lage ist, den Engländern erfolgreich entgegenzutreten. In Spanien wird hervorgehoben, daß Großbritannien kaum noch als Herrin der Weltmeere angesprochen werden kann. Auch müsse man sich darüber klar sein, daß Verluste wie die bisherigen auf die Dauer für England untragbar seien. Die Feststellung, daß England aufgehört hat, eine Insel zu sein, wird von den Zeitungen vieler neutraler Länder geteilt. Die japanischen Blätter betonen, der Nimbus der unbesiegbaren britischen Flotte sei nunmehr zerstört.

Im einzelnen bewertet der „Messaggero" den deutschen Luftangriff auf Firth of Forth als um so kühner, als er am hellen Tage erfolgt sei. Jetzt erkenne auch England klar die Schlagkraft der deutschen Kriegsflugzeuge. Die Verluste Englands zeigten deutlich, mit welchem Mut und mit welcher Entschlossenheit die deutsche Luftwaffe ihre Ziele anzugreifen und zu erreichen wisse. In dem Doppelerfolg des deutschen U-Bootes wird eine Demonstration der gewaltigen Angriffskraft der deutschen U-Bootwaffe, ein Beweis der Tapferkeit, des Mutes und des Angriffsgeistes der deutschen Matrosen sowie eine Illustration der materiellen Ueberlegenheit Deutschlands erblickt. Angesichts der Versenkung der beiden Flugzeugträger sowie der „Royal Oak" und der Torpedierung der „Repulse" erscheine die Behauptung von der verminderten Schlagkraft der englischen Kriegsmarine und vor allem die Feststellung, daß Englands Vorherrschaft in der Nordsee gebrochen sei, als berechtigt. Dies sei also der Krieg, den England gewollt habe! Das Risiko, das die britische Marine in diesem Augenblick bedrohe, sei das Risiko der gesamten Politik Englands, die das gesamte britische Imperium in Gefahr gebracht habe. Die spanischen Zeitungen kommentieren die deutschen Erfolge u. a. noch dahin, daß England gegen Luftangriffe keinesfalls ausreichend geschützt ist. Die dänischen Blätter stellen fest, England sei keine geschützte Insel mehr. Die estnischen Zeitungen meinen, die Tatsache, daß erstklassige Spezialfahrzeuge und große Schlachtschiffe von den Deutschen versenkt werden konnten, sei geeignet, die Engländer, die felsenfest an das Uebergewicht ihrer schweren Flotte geglaubt hätten, in Aufregung zu versetzen. In Holland wird vor allem noch hervorgehoben, daß die Bombardierung des ehemaligen Flaggschiffs des Admirals Jellicoe „Iron Duke" die Engländer schwer erschüttern muß. Das Eindringen des deutschen U-Bootes in die Bucht von Scapa Flow sei ohne Zweifel ein bemerkenswerter Beweis von großer Tüchtigkeit.

Engländer-Blockade in Tientsin

Japan hält Sperre der englischen Konzession aufrecht.

Aus Tientsin wird gemeldet, die Blockade der britischen Konzession werde so lange nicht aufgehoben werden, solange das damit verbundene Ziel nicht erreicht sei. Trotz aller kürzlich umlaufenden widersprechenden Gerüchte ist dies der unabänderliche Entschluß der an Ort und Stelle befindlichen japanischen Behörden.

Weiter wird erklärt, es seien Gerüchte im Umlauf gewesen, wonach das Eintreffen großer Geldmengen und Banknoten, die von der Federal Reserve Bank ausgegeben seien, unmittelbar bevorstehe. In den Gerüchten wurde sogar behauptet, daß die Bank diese Noten zum Tausch gegen chinesische Dollar ausgeben werde. Man erklärt auf japanischer Seite, daß es sich hierbei um einen englischen Versuch handele, den Wert der gegenwärtigen offiziellen chinesischen Währung zu halten.

„Deutscher Pavillon prächtig!"

Ministerpräsident Zwetkowitsch auf der Belgrader Messe.

Ministerpräsident Zwetkowitsch besuchte die Belgrader Messe. Als ersten Pavillon besuchte er das neue Haus der deutschen Wirtschaft, über das er sich voller Lobes äußerte. Auch die Belgrader Presse stimmt in dieses Lob ein und bezeichnet den Pavillon und seine Ausstellung als „prächtig", „wunderbar", „einzigartig schön" und „äußerst eindrucksvoll". — Nach einem ebenfalls sehr befriedigenden Besuch im italienischen Pavillon verweilte der Ministerpräsident noch besonders lange im Haus des Protektorats Böhmen-Mähren, wo vor allem die ausgestellten kunstgewerblichen Arbeiten sein Interesse fanden.

Schlesische Nachrichten

Theater des Volkes in Nordschlesien

Reichhaltiges Programm für die Spielzeit 1939/40.

Nachdem das Stadttheater Glogau der Schlesischen Landesbühne mit Ortners „Isabella von Spanien" die Spielzeit 1939/40 eröffnet hatte und gegenwärtig mit Stegu-

Erfolge der deutschen Luftwaffe

Englands Kriegsschiffe in Scapa Flow bombardiert und zehn feindliche Flugzeuge abgeschossen. — Zahlreiche Gefangene im Westen.

DNB. Berlin, 18. Oktober.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Zwischen Mosel und Pfälzer Wald gaben die französischen Truppen im Laufe des 17. Oktober weitere auf deutschem Boden liegende Geländepunkte entlang der Grenze auf, die von unseren nachstoßenden Truppen besetzt wurden. Zahlreiche Gefangene sind eingebracht.

Die deutsche Luftwaffe setzte gestern ihre Operationen gegen die Kriegshäfen an der englischen Ostküste fort. In der Bucht von Scapa Flow wurde nach den bisher vorliegenden Meldungen außer anderen Kriegsschiffen ein älteres englisches Schlachtschiff von Bomben schweren und mittleren Kalibers getroffen. Während eines Luftkampfes wurde ein englisches Jagdflugzeug von deutschen Flugzeugen abgeschossen. Ein deutsches Kampfflugzeug wurde durch englische Flakartillerie zum Absturz gebracht.

Am 16. und 17. Oktober hat der Gegner zehn Flugzeuge verloren, und zwar: über deutschem Hoheitsgebiet durch Flakartillerie fünf Flugzeuge, davon ein englisches, durch Jagdflieger je ein französisches und ein englisches und im Luftkampf über englischem Hoheitsgebiet drei englische Flugzeuge.

---

weits „Glück und Glas" und Niccodemis „Scampolo" wie auch mit Zellers Operette „Der Vogelhändler" in vollbesetzten Vorstellungen große Erfolge erringt, ist der Oeffentlichkeit nunmehr der weitere Spielplan unterbreitet worden. Demnach sind an Klassikern vorgesehen Schillers „Fiesko", Goethes „Faust", Anzengrubers „Kreuzelschreiber" und Shakespeares „Kaufmann von Venedig", an Komödien „Der Engel mit dem Saitenspiel" von Lippl und „Dr. med. Hiob Prätorius" von Götz; an Lustspielen „Das Mädchen Till" von Gondolatsch-Deißner und „Einen Sommer lang" von Stoll; an Operetten „Meine Schwester und ich" von Bernatzky, „Die Fledermaus" von Johann Strauß, „Land des Lächelns" von Lehár sowie „Die lustige Witwe" und „Zigeunerleben" von demselben Komponisten.

An Sonderveranstaltungen der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" stehen auf dem Programm ein Konzert des Bläserquartetts der Berliner Staatsoper, ein Konzert des gemischten russischen Nationalchors, ein Gastspiel des Meister-Sextetts (Comedian-Harmonists), ein Gastspiel des Staatsschauspielers Paul Kemp mit seinem Ensemble sowie ein Konzert der Regensburger Domspatzen. Außerdem ist noch die Aufführung von zwei Opern in Aussicht genommen. Das Stadttheater Glogau bespielt die Kreise Fraustadt, Freystadt, Glogau, Grünberg, Guhrau, Lüben und Steinau a. d. Oder.

Schlesische Ferngasversorgung erweitert

Die Entwicklung des schlesischen Raumes nach Osten und Südosten gibt der schlesischen Ferngasversorgung folgerichtig neue Entwicklungsmöglichkeiten. Wenn auch gegenwärtig über zahlenmäßige Ergebnisse der Erhebungen, die von der Ferngas Schlesien A.-G. angestellt werden, noch nicht abschließend berichtet werden kann, so wird doch von der Gesellschaft mitgeteilt, daß ihre Lieferbasis durch die neuerworbenen Gebiete einen wesentlichen Zuwachs erhalten hat. Zur Zeit werden Planungsarbeiten durchgeführt, die die technische Erfassung und Weiterleitung der seitherigen und künftigen Zusatzgasmengen, die für Gemeinden, wehrwirtschaftlich wichtige Betriebe, industrielle Verbraucher bestimmt sind, verfolgen. Damit ist das noch junge schlesische Ferngasunternehmen, das seinen Auftrag vom Gauleiter und Oberpräsidenten empfing, in ein neues wichtiges Stadium getreten. In der deutschen Großraum-Gaswirtschaft dürfte dieser Entwicklungsabschnitt auch von Bedeutung sein.

Sprottau. Bau einer Schweinemästerei für die NSV. Nach einer Mitteilung des Bürgermeisters Jurk an seine Stadträte und Raatsherren plant die Stadt im Stadtteil Mückendorf die Errichtung einer Schweinemästerei für das Ernährungshilfswerk der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt.

Steinau (Oder). Schwerer Hufschlag. Als bei der Arbeit mit einem Pferdegespann der Landwirtschaftsgehilfe Hillmann aus Thiermendorf vom Wagen stieg, schlug eines der Pferde plötzlich aus und traf Hillmann gegen den Leib. Er erlitt schwere innere Verletzungen. Sein Zustand ist sehr ernst.

Köben (Oder). Einen sehr guten Fang machte der Fischer Hoffmann, dem es gelang, einen Wels im Gewicht von annähernd 30 Pfund zu fangen. Vor einigen Jahren war ein solcher Fang in der Oder keine Seltenheit. Nachdem aber die Welse durch eine Seuche nahezu verschwunden waren, ist es jetzt um so bemerkenswerter, daß sie jetzt wieder in dieser stattlichen Größe in der mittleren Oder auftauchen. Auch im Steinauer Gebiet sind in der letzten Zeit Fische von diesem Gewicht gefangen worden.

Beuthen. Durch eigene Schuld. Am Südeingang von Scharley wurde der Grubenarbeiter Sylvester Tobor aus Brzozowitz von einem Personenkraftwagen angefahren und schwer verletzt. Der Verunglückte war angetrunken und ist nach Zeugenaussagen in den Personenkraftwagen hineingelaufen. Tobor erlitt einen Schädelbruch und ist kurz nach seiner Einlieferung in das Krankenhaus gestorben. — Ferner wurde in Hohenlinde von dem in Richtung Beuthen fahrenden Straßenbahneilzug der Arbeiter Richard Biskup aus Zalenze angefahren und tödlich verletzt. Nach den Angaben des Wagenführers soll der Verunglückte in die Straßenbahn hineingelaufen sein.

Danksagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Anteilnahme, die uns bei dem Heimgange unserer lieben Kinder durch Wort, Schrift und ehrendes Geleit entgegengebracht worden sind, sagen wir hiermit unsern herzlichsten Dank.

Brockau, im Oktober 1939.
Breslauer Straße 37.

Familie Richard Knorrn.

Brockauer Vereinsanzeigen.

S. C. „Sturm 1916" Brockau. Freitag, den 20. Oktober, um 20,30 Uhr Versammlung bei Bothe. — Spiele am Sonntag (Lindenruh): 8⁰⁰ Uhr „Sturm" 2. Schüler — „Burgweide" 2. Schüler
9⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. Schüler — „Burgweide" 1. Schüler
10⁰⁰ Uhr „Sturm" 2. A-Jugend — „Waldschleuse" 1. A-Jugend
13⁰⁰ Uhr „Sturm" 2. Senioren — „BSC. 1928" 2. Senioren
14⁴⁰ Uhr „Sturm" 1. Senioren — „SS" 1. Senioren.

Gebrauchte
Küche und Regale
und verschiedener Hausrat
verkauft
Erbe, Hatzfeldstraße 12

Autobusfahrplan
10 Pfg.
ab Freitag
zu haben
E. Dodeck's Erben
Bahnhofstraße 12

Butterbrotpapier
blütenweiß, fettdicht
hält vorrätig
E. Dodeck's Erben

Heute Donnerstag neu!
Der Adler
Illustrierter Beobachter
Münchner Ill. Zeitung
Berliner Ill. Zeitung
Kölnische Ill. Zeitung
Marie Luise
Koralle
Gartenlaube
Die junge Dame

Ab Freitag:
Deutsche Ill. Zeitung
Filmwelt
Schles. Sonntagspost
Rätselzeitungen
und sämtliche
Radio-Programme
zu haben in
Dodeck's Buchhdlg.
Bahnhofstraße 12

Kammerlichtspiele Brockau
Ab Donnerstag, den 19. Oktober bis Montag, den 23. Oktober
„Spaßvögel"
DINAH GRACE, FRITZ KAMPERS, FITA BENKHOFF
Ein lustiger Kampf zwischen den berühmten Spaßvögeln und dem als tollen Draufgänger bekannten Bürgermeister eines Mosel-Städtchens. Ein Film voll von saftigem Humor und herrlich komischer Zwischenfälle, ein Gegenstück zu dem bekannten „Wenn wir alle Engel wären".
Berichte von der Front
Sonntag 2½ Uhr: **Jugendvorstellung: „Entführt"**
Ein Film voller Spannungen und Sensationen.

Neu eingetroffen!
Deutsches Lesebuch 7. und 8. Schuljahr für die Volksschule
Engl. Lehrbuch 3. Teil für die Mittelschule
Wehrhan, Geschichtsbuch 2. Teil
E. Dodeck's Erben, Bahnhofstr. 12

— — **Inserieren bringt Gewinn** — —